

9. Westfälische Kulturkonferenz 2019

11. Oktober 2019, Ruhrfestspielhaus in Recklinghausen

Protokoll

„Selbermachen“ war der Titel und Schwerpunktthema der 9. Westfälischen Kulturkonferenz. Über 400 Künstler, Kulturschaffende, Anbieterinnen, Förderer und Partnerinnen von Kunst und Kultur in Westfalen-Lippe diskutierten über die scheinbar neue Kultur der Praxis des „Selbermachens“. Bei der öffentlichen Konferenz diskutierten die Teilnehmenden über die Folgen neuer Formen von Kulturproduktion und Kommunikation, zum Beispiel die sich ändernden Rollen und damit verbundene Anforderungen an Kunst- und Kulturschaffende, an das Publikum und die Fördergeber.

Begrüßung

Die Moderatorin Julia Ures erklärt den über 400 Gästen den **Schwerpunkt der diesjährigen Konferenz: „Kulturland Westfalen: Selbermachen“** und die Frage, welcher Kulturbegriff künftig handlungsleitend sein sollte – eine „Kultur von allen“ oder eine „Kultur für alle“. Sie erklärt diese scharfe Gegenüberstellung der Begriffe als Provokation, mit der in den Arbeitsgruppen Diskussionen angeregt werden sollen.

Sie geht kurz auf den **wissenschaftlichen Hintergrund und den Anstoß des Konferenzthemas** ein. Der Kulturpolitiker Hilmar Hoffmann hat in den 1970ern das Ideal der „Kultur für alle“ geprägt. „Jetzt, 40 Jahre später, müssen wir auf Hoffmanns Definition noch einmal anders blicken und sie hinterfragen“, erklärt Julia Ures. Gerade die Digitalisierung biete heute ganz neue Möglichkeiten der Teilhabe und Vernetzung – und das beeinflusse auch die Kultur, deren Gestalt, Akteure, Grenzen und Möglichkeiten. Der Kulturbegriff, der Hoffmanns „Kultur für alle“ zugrunde liegt, sei außerdem sehr weit. Er entspreche der Definition der Enquete-Kommission, umfasse also sämtliche Bereiche und alle Kulturnutzer. Entscheidend sei, dass darin das **„Menschenrecht auf das Erleben, das Gestalten und das Ausüben von Kultur“** festgeschrieben ist. Das wiederum habe Auswirkungen auf die Politik, die ihrerseits Menschen in der Breite den Weg ebnen und Möglichkeiten eröffnen kann, sich an Kultur zu beteiligen. All diese Veränderungen spiegelten sich auch im aktuellen Do-it-your-self-Trend.



Matthias Löb, Direktor des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL)

Matthias Löb betont in seiner Begrüßung, dass der Gastgeber der Konferenz nicht der LWL, sondern die Kulturszene an sich sei: „Das reicht weit über Westfalen-Lippe hinaus.“ Er freut sich über den **neuen Rekord von über 400 Gästen** quer durch das Land. „Jede und jeder einzelne von Ihnen ist wichtig für den Prozess heute“, sagt der LWL-Direktor.

Er begrüßt teils namentlich die Vertreterinnen und Vertreter des Landes NRW, des LWL, des Ruhrfestspielhauses als Gastgeber, der Stadt, der Politik sowie der zahlreichen Kultureinrichtungen und -vereine, die zur Konferenz erschienen sind.

„Das diesjährige Motto ist nicht nur die Überschrift für die Kulturkonferenz, sondern auch der Grundgedanke aller Kulturveranstaltungen in der Region in den letzten Jahren.“

Matthias Löb hebt das Thema der **Partizipation, der kulturellen Teilhabe**, als roten Faden hervor, der sich von Beginn an durch alle Konferenzen gezogen habe. Er lobt auch die dafür gewählte Veranstaltungsform, bei der die Gäste miteinander ins Gespräch kommen, diskutieren und zusammen Inhalte erarbeiten können.

Als **Zielgruppen benennt er sämtliche Akteure, die Kultur organisieren und ermöglichen**. Damit meint er Städte und Gemeinden ebenso wie Kulturschaffende und Veranstalter und erklärt das „Selbermachen“ als Motto für das Jahr 2019.

„Ich möchte eine provokante Aussage als Gegenstück zu Hoffmanns Kulturbegriff zitieren: ‚Kunst kommt von Können, nicht von Wollen – sonst

hieße es Wunst. ' Ist jedes Theaterstück, das von Laien gespielt wird, objektiv betrachtet gut? Oder geht es darum gar nicht? Darüber wollen wir heute diskutieren."

Löb bringt anschließend auf, dass **nur ein kleiner Teil der Bevölkerung überhaupt aktiv Kulturangebote nutzt**. In der jungen Generation seien es eher diejenigen, die von klein auf an Kulturangebote herangeführt worden sind. Die **Digitalisierung** habe das Kommunikationsverhalten junger Menschen verändert, die es heute gewohnt seien, ihre Meinungen und Ideen selbst zu publizieren. Sie verbreiteten ihre Kunst – im weiteren oder engeren Sinne – direkt über das Internet. **„Die Grenzen zwischen Kunst, Künstler und Publikum verschwimmen heute also viel stärker als früher. Vielleicht ist das ja zugleich eine neue Chance, die junge Generation an Kunst und Kultur heranzuführen?“**

Er erläutert danach noch einmal die **grundverschiedenen Auffassungen von Kultur**, die sich in den verschiedenen Szenen seit Jahren gegenüberstehen und die heute noch gegensätzlicher geworden seien: Auf der einen Seite stehe der klassische, engere Begriff der Kultur, auf der anderen sei der individuelle, kreative, partizipative Prozess gemeint. Er wünscht sich, dass die Vertreter beider Auffassungen ihre Positionen auf der Konferenz und auch darüber hinaus konstruktiv diskutieren und einen **Konsens finden**, um damit zum Beispiel die Politik zu beeinflussen und langfristig zu verändern. Löb dankt den Expertinnen und Experten, die im Laufe des Tages durch die Diskussionsrunden führen.

Abschließend weist der LWL-Direktor auf das neue Format des **Marktplatzes** hin, einen Messebereich auf der Konferenz, auf dem sich verschiedene Kulturangebote und -institutionen den Besucherinnen und Besuchern der Konferenz präsentieren können. Dort sei auch die Möglichkeit zum Austausch gegeben. Der LWL selbst sei mit seinem **Kulturpolitischen Konzept** vertreten, das 2019 neu beschlossen wurde. Matthias Löb betont, dass der LWL die Prozesse, die auf der Konferenz angestoßen werden, langfristig mittragen wird. „Eines der sehr wichtigen Ziele für uns als größter Kulturträger in NRW ist es, im Dialog zu bleiben und sich mit anderen Akteuren zu vernetzen – in diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen inspirierenden Tag mit vielen guten Gesprächen!“

Klaus Kaiser, Parlamentarischer Staatssekretär im Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen

Klaus Kaiser nimmt in seiner Begrüßung zunächst Bezug auf die aktuellen Ereignisse in Halle (Anmerkung der Redaktion: Anschlag auf die dortige Synagoge). „Kultur und Demokratie gehören zusammen“, sagt er. „Es ist wichtig, dass wir Haltung zeigen“, so sein Appell an das Auditorium.

Dann geht er ebenfalls auf das Thema der Konferenz ein: das Selbermachen. Als Beispiele für die Kultur des Selbermachens nennt er Gemeinschaftsgärten, Tauschringe oder Reparatur-Cafés. In der Gesellschaft sei das Thema längst angekommen. „Aber was

bedeutet das für den Kulturbetrieb?“, fragt Kaiser weiter. Mit Spannung erwarte er deshalb die Ergebnisse der einzelnen Arbeitsgruppen.

Über die Rolle, die das Land NRW im Bereich der Kultur spiele, sagt er: „**Wir verstehen uns als Förderer.**“ Dabei gehe es vor allem um die Förderung von Prozessen und von Konzeptentwicklungen. „Wir regen Kooperationen an, bringen zivilgesellschaftliches Engagement und Kulturbetrieb zusammen.“ In diese Richtung ziele auch das Förderprogramm „Dritte Orte“ des Landes, das bereits sehr gut angenommen werde.

Bei der Frage, ob Ehrenamt und professionelle Strukturen einander ausschließen, setze das Land auf ein „vernünftiges Miteinander“. Denn es gehe nur gemeinsam, so Kaiser. „Wir nehmen nicht die Gießkanne, sondern wir schauen uns alles genau an. Wo muss nachgesteuert werden, wie ist die Bedarfslage?“ Einen Gegensatz zwischen der Kultur im ländlichen und urbanen Raum sehe er nicht. Den Teilnehmenden der Kulturkonferenz wünscht er zum Abschluss eine inspirierende Veranstaltung.

Bühnen-Interview mit Holger Freitag, Vorsitzender des Ausschusses für Kultur, Wissenschaft und Stadtgeschichte der Stadt Recklinghausen

Julia Ures (JU): Herzlich Willkommen, Herr Freitag. Was halten Sie davon, dass das Ruhrfestspielhaus Recklinghausen dieses Jahr der Veranstaltungsort der Westfälischen Kulturkonferenz ist?

Holger Freitag (HF): Ich freue mich sehr, denn unser Haus hat eine Geschichte, die sehr gut zum Motto der heutigen Veranstaltung passt. Die Idee zur „Kultur für alle“ ist ja im Grunde hier mit dem Intendanten der Ruhrfestspiele (*Olaf Kröck*) entstanden.

JU: Welche Beispiele der „Kultur für alle“ fallen Ihnen für Ihre Stadt Recklinghausen ein?

HF: Die Stadt zeichnet vor allem die Vielfalt der Kulturangebote aus. Wir fördern seit zehn Jahren die freie Szene sehr stark, zum Beispiel Theatergruppen oder freie Literaten. Olaf Kröck selbst hat dieses Jahr im Mai als Auftakt der Ruhrfestspiele vor dem Rathaus ein tolles Event gestartet, bei dem er eine Idee des britischen Künstlers Jeremy Deller unter Shakespeares Motto „What is the city but the people?“ adaptiert hat: Er hat einen langen Laufsteg mitten über den Rathausplatz aufgebaut und darauf rund 150 Menschen aus der Stadt als Models auf- und ablaufen lassen. Die Bürgerinnen und Bürger wurden so selbst zu Darstellern, Akteuren, die im Mittelpunkt und auf der Bühne standen. Das ist ein großes Zeichen im Zusammenhang mit der Idee der „Kultur für alle“, der Intendant verbeugt sich damit regelrecht vor den Menschen der Stadt.

Das Konzept ist insgesamt schon stark umgesetzt in Recklinghausen, denn unsere kulturelle Infrastruktur ist sowohl quantitativ als auch qualitativ gewachsen in den letzten Jahren. Durch die Ruhrfestspiele und die Philharmonie haben wir inzwischen internationales Niveau gewonnen. Und dabei mussten wir im Rahmen der Budgets nichts streichen. Wir konnten bisher alle Institute aufrechterhalten und alle Bereiche weiterhin fördern. Das ist uns sehr wichtig – Kultur ist uns eine Herzensangelegenheit.

JU: Sie engagieren sich auch in der Kulturpolitik. Wenn Sie hier einen Blick in die Zukunft werfen könnten: Was wünschen Sie sich in diesem Bereich in fünf oder zehn Jahren, wie viel „Selbermachen“ gibt es dann?

HF: Für Recklinghausen brauche ich mir da gar nicht so viel zu wünschen, denn wir haben das ja schon sehr oft. Ich denke zum Beispiel an die vielen Ateliers in der Innenstadt und die vielen freien Tätigkeiten und Aktionen von Plastikern, Malerinnen oder Literaten, aber auch Chören, die sich hier zusammengefunden haben und sehr aktiv sind. Auch die Musikschule spielt in der Stadt eine wichtige Rolle. Das sind nur einige Beispiele für die Vielfalt, die ich eben schon nannte – das ist unsere Stärke. Die Chancengleichheit in Kultur ist wichtig und hat uns stark gemacht, denn so ist unter den verschiedenen Kulturakteuren in der Stadt ein breiter Konsens entstanden.

JU: Was wünschen Sie sich von der heutigen Kulturkonferenz?

HF: Ich wünsche mir viele Diskussionen und regen Austausch, aber auch, dass wir alle wachsam bleiben. Die AfD hat kürzlich einen Antrag auf Auskunft an das Schauspielhaus Stuttgart gestellt, welche Nationalitäten die Angestellten dort haben. Hier in NRW wurde von der Partei auch schon angefragt, wie viele „deutsche Stücke“ die Theater denn eigentlich spielen würden. Ich sehe darin eine schleichende Gefahr. Rechte Gruppierungen könnten auf diese Art in die Kultur eingreifen und unseren freien Kulturbegriff negativ verändern. Ich wünsche mir deshalb, dass wir auch durch die Konferenz heute ein Zeichen setzen – für das Schöpferische, für die Lebendigkeit der Kultur.

Auftakt

Positionierung: „Kultur für alle“ oder „Kultur von allen?“

Zum Auftakt und inhaltlichen Einstimmung werden die beiden Extrempositionen „Kultur für alle“ und „Kultur von allen“ exemplarisch einander gegenübergestellt.

Position „Kultur für alle“

Christian Kreppel, Leiter des Kulturamts und Theaters der Stadt Schweinfurt

Als langjähriger Kulturschaffender und Sohn eines Sängerpaares (Mutter Sopranistin, Vater Basssänger) nimmt Christian Kreppel in seinem Impulsvortrag die Perspektive des Theatermenschen ein und vertritt die Position „Kultur für alle“.

Der Leiter des Kulturamts und Theaters der Stadt Schweinfurt schildert zunächst den Ist-Zustand aus seiner Sicht. „Eurokrise, Migration, Digitalisierung: Diese Fliehkräfte wirken auch auf die Kultur.“ Dennoch sei Deutschland das Land mit der größten Theaterdichte weltweit. Dazu kämen hohe Besucherzahlen (21 Millionen) und teure Sanierungs- und Bauvorhaben (Frankfurter Oper, Elbphilharmonie). Kreppel folgert daraus: „Wir haben keine Krise der

Kultur, sondern eine Krise der Gesellschaft.“ Die Stadt Halle zeige, so Kreppel, dass man einen skeptischen Blick auf die Demokratie werfen muss. Hier liege eine Aufgabe der Gesellschaft und auch der Kultur.

Doch wer nimmt Kultur überhaupt wahr? Kreppel ist überzeugt, dass dies nur eine qualifizierte Minderheit ist. Der Aussage beziehungsweise Forderung „Kultur für alle“ stimmt er daher zu.

Auf die von ihm selbst aufgeworfene Frage, was Menschen bewegt, ins Theater zu gehen, gibt Kreppel die Antwort: „Kultur soll intellektuell bewegen, man soll gepackt werden durch Inhalte und Qualität.“ Doch viele Inszenierungen erreichten das Publikum nur bedingt. Es

gebe auch Fälle, in denen schlicht das handwerkliche Können fehle. „Kann man dem Publikum böse sein, wenn es nur die Profis sehen möchte?“



Kreppel erläutert anschließend seine **vier daraus folgenden Thesen:**

1.) Publikum

„Kultur muss das Publikum ernst nehmen, pflegen und an sich binden, indem ein professionelles Programm mit einem vielfältigen Spektrum angeboten wird.“ Ausdauer und ein langer Atem seien von elementarer Bedeutung, um das Programm dem Publikum zu vermitteln. „Stabilität, Nachhaltigkeit und Zukunftsfähigkeit gepaart mit künstlerischer Exzellenz sind gefragt. Diesem Anspruch kann eine ‚Kultur von allen‘ nicht gerecht werden“, so Kreppel.

2.) Verantwortung

„Kultur muss alle Akteure erreichen, motivieren und miteinbeziehen, die für die künstlerische Arbeit und den langfristigen Erfolg wichtig sind.“ Das beginne bei der Politik, dem Stadtrat, der Verwaltung, den Aktiven in der Stadt bis hin zu Schulen und Sozialvereinen. Im Namen aller Kulturschaffender wendet er sich an die Fachleute aus Politik und Kulturverwaltungen im Plenum: „Gehen Sie zu den Ausstellungen, ins Theater, zu den Veranstaltungen! Bilden Sie sich Ihre Meinung nicht nach dem, was in der Zeitung steht. Sondern bilden Sie sich selbst eine Meinung!“

3.) Qualität

Die Voraussetzung für Erfolg ist immer gelebte Leidenschaft und Herzblut,

davon ist Kreppel überzeugt. Aber nicht nur das: „Auch Amateure haben Leidenschaft und Herzblut. Genauso sind aber auch Kompetenz, Qualität, Anspruch und Niveau gefragt“, fasst Keppler die Qualitätsdiskussion zusammen.

4.) Professionalität

Kreppel plädiert für **künstlerische Professionalität**. Kunst und Kultur seien insgesamt zu „ungeschützt“ und könnten so leicht zur „verantwortungslosen Spielwiese“ von Akteuren werden. „Jeder darf sich ‚Künstlerin‘ oder ‚Künstler‘ nennen und ihre oder seine Dienste anbieten. Nur hat das im professionellen Kulturbetrieb überhaupt nichts verloren.“

Sein Fazit und zugleich seinen Appell, vor allem an die Kulturpolitik, beginnt Kreppel mit einem Zitat des ehemaligen Bundestagspräsidenten Norbert Lammert: „Der Kunst kann der Staat egal sein. Dem Staat die Kunst aber nicht.“

Seine Worte zum Schluss: „Denken Sie daran, dass nur Kulturbewusstsein das Gesicht einer Stadt prägt, niemals die Menge des Geldes, die man mit der Kultur verdient.“ Ein Kulturangebot als solches müsse dabei immer von möglichst hoher Qualität sein. Diese Qualität werde von professionellen Kulturschaffenden sichergestellt, nicht von Amateuren. Daher ist seine Überzeugung: **„Kultur für alle“, ja – aber diese bitte nicht „von allen“.**

Position „Kultur von allen“

Heike Kropff, Leiterin der Abteilung Bildung/Kommunikation der Staatlichen Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

Heike Kropff hat im Kulturbereich schon viele Stationen durchlaufen: Sie betrieb von 1997 bis 2004 einen freien Ausstellungsraum in Köln, war 2007 in der Vermittlungsarbeit bei den Skulptur Projekten in Münster tätig und hatte ab 2008 verschiedene Lehraufträge. Als Leiterin der Abteilung Bildung und Kommunikation der Staatlichen Museen zu Berlin baut sie aktuell im Haus Bastian ein neues Zentrum für kulturelle Bildung auf.

Kropff vertritt die Überzeugung, dass „Kultur für alle“ eine „Kultur von allen“ voraussetzt, und fordert, dass dabei die Institutionen selbst, aber auch Programmstrukturen und Themen in der Kultur hinterfragt werden.



Sie nennt zum Einstieg eine Publikation von Kristina Stang, der Künstlerischen Leiterin der Berlin Mondiale, mit dem Titel **„Kultureinrichtungen, öffnet euch!“**. Die Autorin fordert darin die Institutionen auf, nicht nur auf ihr Publikum, Personal und Programm zu schauen, denn darin bilde sich die Heterogenität der Kultur nicht ab.

„Die Gesellschaft ist weit weniger weiß, männlich, heterosexuell, autochthon deutsch und akademisch geprägt als die mehrheitlich vorhandenen Strukturen, Outputs und Nutzer:innen der subventionierten Kunst- und Kultureinrichtungen.“ (Kristina Stang, zitiert von Heike Kropff)

Kropff schließt sich der Forderung ihrer Kollegin an, viel mehr Aspekte in die Reform- und Öffnungsdebatte einzubeziehen als nur die künstlerische Produktion. **Selbermachen bedeute vor allem, Gestaltungsspielräume anzubieten.**

Kropff geht den „Öffnungsdiskurs“ daher aus der Perspektive der Praxis an und formuliert **acht Appelle**, die sie mit ‚smartem Beispielen‘ untermalt – und betont, dass diese nicht als ‚Best Practices‘ zu verstehen sind. Ihre Aufforderung richtet sie an etablierte Kulturinstitutionen, zu denen auch ihre eigene zählt:

1.) Stellen Sie Die in den Mittelpunkt, die noch nicht zu Ihnen kommen!

Um die gesellschaftliche Realität ausschnittsweise anhand der Stadt Berlin aufzuzeigen, führt Kropff einige Zahlen an: Die Stammnutzerinnen und -nutzer der etablierten Kulturinstitutionen machten maximal zehn Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Sie stammten hauptsächlich aus dem akademischen Milieu, hätten meist Abitur, kämen oft nicht gebürtig aus Berlin und hätten eher selten einen Migrationshintergrund. Kinder und Jugendliche seien generell unterrepräsentiert.

Kropff konstatiert, dass diese Realität nicht mehr mit der Aufgabe kultureller Einrichtungen in Einklang steht, und fordert eine Haltungsänderung: „Stellen Sie diejenigen in den Mittelpunkt, die noch nicht zu Ihnen kommen!“ Damit meint sie etwa Menschen mit Fluchterfahrung, die in Modellprojekten selbst zu Kulturschaffenden werden dürfen und so in Kontakt mit den Institutionen, mit Kultur und Kunst kommen.

Aber nicht nur Projekte, sondern auch die Institutionen selbst müssten sich ändern und sich an die individuellen Unterschiede der Nutzerinnen und Nutzer anpassen, fordert Kropff. Generell müsse die Publikumsarbeit professionell geleitet und Entscheidungsprozesse überdacht werden.

In Stichpunkten formuliert sie einige nötige Veränderungen und spricht damit vor allem die Kulturpolitikerinnen und Kulturpolitiker sowie leitende Verwaltungsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter an:

- Das Personal in den Kulturinstitutionen muss vielfältiger, also diverser werden – und zwar bis in die Leitungsebenen hinein.
- Die Wirkung der eigenen Arbeit muss konsequent überprüft werden.
- Für eine gute Kulturarbeit braucht es gute, verlässliche Budgets und Räume.
- In politischen und institutionellen Entscheidungsdebatten sollten konsequent Netzwerkerinnen, Bildungsexperten und Urbanistinnen hinzugeholt werden. Diese Leute müssen gleichberechtigt in die Stellenpläne der Institutionen eingegliedert und ebenso gut bezahlt werden wie andere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.
- Die Institutionen müssen frühzeitig ihre Entscheidungsstrukturen überprüfen und anpassen.

2.) Es geht um eine Haltungsänderung: Erweitern Sie Ihre Nutzergruppen und Bezugspunkte!

Kropff plädiert dafür, dass sich Institutionen für alle gesellschaftlichen Gruppen öffnen und diese in Förderprojekten berücksichtigen und beteiligen. Für Berlin nennt sie einige Beispiele:

- **Kolonnaden Bar**
(moderierte Gespräche mit interessanten Gästen sowie wechselnde DJs auf der Museuminsel, Eintritt frei)
- **lab.Bode – Initiative zur Stärkung der Vermittlungsarbeit in Museen**
(gemeinsames Programm der Kulturstiftung des Bundes und der Staatlichen Museen zu Berlin; bundesweites Volontärsprogramm an 23 Museen und begleitenden Diskursveranstaltungen)
- **About the Museum – Studierende in den Staatlichen Museen zu Berlin**
(Initiative, in der Studierende gemeinsam mit den Museen Handlungsräume musealer Bildungs- und Vermittlungsarbeit erproben; Ziel ist eine größtmögliche Sichtbarkeit in der Hochschullandschaft, den Museen und im urbanen Raum)
- **Ausnahmen sind hier die Regel! – Inklusive Bildungsarbeit in Museen**
(vier Modellprojekte für inklusive Bildungsarbeit in Museen; Museuminsel und Haus Bastian als Experimentierfelder)

– **HIER SIND WIR!**

(Vermittlungsprojekt auf zwei Jahre mit 20 Vermittlungsangeboten rund um die Museumsinsel Berlin: Welche Relevanz hat die Museumsinsel für Kinder und Jugendliche? Welche Verbindungen bestehen zwischen der Alltagsrealität junger Menschen und dem historisch gewachsenen Weltkulturerbe in der Mitte Berlins? usw.)

Multaka: Treffpunkt Museum – Geflüchtete als Guides in Berliner Museen

(Kooperationsprojekt zwischen dem Museum für Islamische Kunst, dem Vorderasiatischen Museum, der Skulpturensammlung sowie Museum für Byzantinische Kunst und dem Deutschen Historischen Museum)

Kropff erwähnt, dass Förderlogiken im Kulturbereich derzeit leider vieles verhindern. Die Staatlichen Museen versuchten deshalb, dieses Manko durch prozessorientierte Formate wie die oben genannten aufzufangen.

3.) Geben Sie Ihre Exklusivität auf und eröffnen Sie Gestaltungsspielräume!

Partizipation zu leben bedeutet für Kropff auch, dass Kulturinstitutionen ihre Rolle als exklusiver Ort und Anbieter aufgeben. Dadurch entstünden Gestaltungsspielräume und mehr Möglichkeiten. Die Institutionen sollten zum Beispiel auch intern überlegen, wie zeitgemäße Publikumsarbeit aussehen könnte. Sie weist an dieser Stelle auf die Publikation „The Participatory Museum“ von Nina Simon (2010) hin und erklärt, dass Museen durchaus auch auf einem niedrigen Level in partizipatorische Projekte einsteigen und diese dann langsam steigern könnten: „Das geht!“

4.) Lassen Sie verschiedene Perspektiven zu und machen Sie diese sichtbar!

Herkunft, Bildungsstand, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Religion, Alter – all diese und noch viele Aspekte mehr bestimmen maßgeblich die gesellschaftliche Wahrnehmung von Kulturangeboten, erklärt Heike Kropff im vierten Appell. Diese Voraussetzungen sollten daher auch in der Ästhetik eines Kunst- oder Kulturprojekts sichtbar werden. Sie schlägt dafür zum Beispiel thematische Routen durch ein Museum mit gewählten, neuen Vermittlungsschwerpunkten vor, mit denen Besucherinnen und Besucher eine Sammlung neu entdecken und andere Perspektiven auf Kunst und Kultur werfen können.

5.) Suchen Sie Kooperationen, verbinden und verbünden Sie sich!

Kropff erklärt in diesem Appell, warum es wichtig ist, nachhaltige Allianzen zu schmieden und Verantwortung auch über Projektlaufzeiten hinaus zu übernehmen. Sie weist auch darauf hin, dass oft zu wenig inter- und transdisziplinär gedacht wird. Die Verantwortlichen sollten immer auch an Disziplinen denken, die ihnen nicht unbedingt

als erstes in den Sinn kommen – daraus könnten besonders spannende Kooperationen entstehen.

6.) Treten Sie mit Nutzerinnen und Nutzern über Ihre gemeinsame Perspektive in den Dialog!

Als Beispiel nennt Heike Kropff öffentliche Veranstaltungen, die als Austauschplattform zu Kultur und Kunst für eine interessierte Fachöffentlichkeit dienen. In Berlin setzt sie dabei auf Impulsgeber aus aller Welt und hat gute Erfahrungen bezüglich der Resonanz gemacht: 80 bis 100 Teilnehmerinnen und Teilnehmer seien die Regel. „Das scheinbar konservative Bode-Museum verwandelt sich an einem solchen Abend, es macht sich bewusst streitbar und angreifbar – das ist eine ganz neue Rolle, die das Publikum zu schätzen weiß.“ Dieses Potenzial hätte das Museum vorher nie für sich erkannt.

7.) Erkennen Sie die Potenziale Ihrer Kultureinrichtung!

Idealtypisch sei das Museum als ein als „dritter Ort“ gedacht, also als Raum jenseits der Wohnung und des Arbeitsplatzes, an dem sich Menschen ungezwungen und hierarchiefrei austauschen können. Diese demokratische Idee erlebe aktuell eine Renaissance, sagt Kropff – abzulesen zum Beispiel an dem gleichlautenden Förderprogramm des Landes NRW. Open Spaces seien Umsetzungsbeispiele dieses Konzeptes. Auch das Haus Bastian, in dem aktuell ein Zentrum für Kulturelle Bildung entsteht, solle wieder solch ein dritter Ort werden. „Ob das klappt, müssen wir noch sehen, wir stehen erst am Anfang“, sagt Heike Kropff zum Stand ihres Projekts.

8.) Ermöglichen Sie prozessorientiertes Arbeiten und Nachhaltigkeit!

Jede Einrichtung sei individuell – in ihrer Infrastruktur, ihrer Ausstattung, ihrem Personal und so weiter, beginnt Heike Kropff ihre letzte Aufforderung. „Veränderungen müssen deshalb zielorientiert und trotzdem prozesshaft gedacht werden“, erklärt sie. Sie wünscht sich von Politik und Kulturförderung mehr Programme, die die Institutionen dabei unterstützen, kollaborative Projekte zu fördern – und eben nicht Strukturen oder Museumsprogramme.

Zusammenfassend formuliert Heike Kropff eine „Kultur von allen“ auf diese Weise nach und nach aufzubauen: Die Institutionen sollten Projekte und Prozesse anstoßen, es wagen zu experimentieren und daraus lernen, andere Institutionen auf Bundesebene an den gesammelten Erfahrungen teilhaben lassen und die Erkenntnisse übertragen. So könne es Schritt für Schritt gelingen, neue, nachhaltige Strukturen zu entwickeln. Zum Abschluss appelliert sie noch einmal an das Plenum: „Es geht auch um Sie! Verändern Sie Ihre Institutionen!“

Szenarien

Anschließend teilt sich das Plenum in insgesamt **fünf Arbeitsgruppen** auf, in denen das Konferenzthema aus verschiedenen Perspektiven diskutiert wird:

Szenario 1: Perspektive der Politik

Szenario 2: Perspektive der Verwaltung

Szenario 3: Perspektive der Kulturschaffenden und Kulturanbieter

Szenario 4: Perspektive der Öffentlichkeit, des Publikums, der Kulturnutzerinnen und -nutzer, der Interessenverbände

Szenario 5: Perspektive der Kulturvermittler

In jeder Gruppe geben **zwei Expertinnen und Experten aus der jeweiligen Perspektive jeweils einen Impuls**. Diese nehmen dabei unterschiedliche Sichtweisen ein, entwickeln Szenarien oder liefern Argumente für oder gegen die Thesen „Kultur von allen“ oder „Kultur für alle“.

Gemeinsam mit den Teilnehmenden werden diese **Szenarien oder Schwerpunkte anschließend weiterentwickelt, konkretisiert oder ad absurdum geführt** – der Austausch ist ergebnisoffen. Auch die Methode der Diskussion kann frei gewählt werden: Fishbowl, Streitgespräch oder Rollenspiele sind Beispiele für mögliche Ansätze, die in den Gruppe unterschiedlich gehandhabt werden. Die meisten entscheiden sich für die Fishbowl-Methode.

Jedes Szenario findet über **zwei Runden zu jeweils 40 Minuten** statt. An deren Ende wird jeweils das **Meinungsbild in der Gruppe abgefragt**: Tendiert sie nach den Erkenntnissen der Diskussion nun eher zu einer „Kultur von allen“ oder einer „Kultur für alle“?

Während einer kurzen Pause zwischen den Runden können die **Teilnehmenden die Gruppe wechseln**, sie dürfen aber auch bleiben. Der Moderator oder die Moderatorin der jeweiligen Gruppe fassen die Ergebnisse der vorherige Runde für die Neankömmlinge vor Beginn der zweiten Runde zusammen.

Szenario 1: Perspektive der Politik

Impulse:

Jens Burnicki, Mitglied im Rat der Stadt Bielefeld und in der LWL-Landschaftsversammlung
Mechthild Schulze Hessing, Bürgermeisterin der Stadt Borken

Moderation:

Claudia Schwidrik-Grebe, Dezernentin der Stadt Marl für Schule und Sport, Kultur und Weiterbildung, Arbeit und Soziales und Jugend

Protokoll:

Arwa Bouzanane, Münster



EINSTIEG UND IMPULSE

Nach der Einführung durch die Moderatorin vertritt die Bürgermeisterin der Stadt Borken, Mechthild Schulze Hessing, mit ihrem Impuls die Position einer „**Kultur für alle**“, betont aber, dass man damit nicht jeden erreichen könne. Sie weist darauf hin, wie wichtig es sei, Kultur und Kulturangebote für alle zugänglich zu machen – sowohl in der Politik als auch in den Städten und Kommunen sowie in den Kulturinstitutionen selbst. Sie betont, dass sowohl der **Begriff der Kultur als auch die Formate neu gedacht werden müssen** und es dabei auf eine gute Balance zwischen Qualität und Quantität ankommt. Kultur sei die „Essenz einer Stadt und ihrer Menschen“, sie dürfe, solle und müsse als innovatives und experimentelles Konzept verstanden werden und dabei nicht nur auf Profit und Zahlen ausgerichtet sein.

Die Borkener Bürgermeisterin bezeichnet **Kultur in diesem Zusammenhang als sinnstiftendes Phänomen, das Identifikation schafft und Plattformen bietet**. Zugleich würden Kulturangebote nur von rund zehn Prozent der Bevölkerung regelmäßig genutzt. Bei der Frage danach, wie künftig auch Zielgruppen angesprochen werden könnten, die derzeit noch keine oder kaum kulturelle Angebote wahrnehmen, spielen aus ihrer Sicht vor allem der demographische Wandel und Bildung eine große Rolle. Schulze Hessing betont außerdem, dass Kultur gerade in ländlichen Gebieten einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert hat und wünscht sich, dass in der Diskussion nicht immer nur auf den urbanen Raum geschaut wird. Es müsse eine **Schnittstelle zwischen Stadt und Land** geschaffen werden.

Im Gegensatz dazu plädiert der zweite Impulsgeber Jens Burnicki, Mitglied im Rat der Stadt Bielefeld und in der LWL-Landschaftsversammlung, für eine „**Kultur von allen**“. Er sieht bei der Entwicklung hin zu dieser Position insbesondere seine Kolleginnen und Kollegen aus der Politik in Berlin in der Pflicht und wünscht sich eine **agilere Verwaltung**. Eine **kollaborative Zusammenarbeit** und ein **Austausch auf Augenhöhe** seien für die Zukunft wichtig. Die Strukturen seien derzeit starr und alt und deshalb hinderlich für neue Entwicklungen. Sie erschweren die Zusammenarbeit mit Kulturinteressierten, Kulturschaffenden und Menschen, die für Kultur begeistert werden sollen. Burnicki nennt als positives Beispiel das Kulturhaus in Bielefeld. Die Einrichtung sei in Eigeninitiative entstanden und demonstriere, wie Kultur erfolgreich gemeinsam gelebt, erlebt und geschaffen werden kann. Er begründet seine Position einer „Kultur von allen“ damit, dass **Veränderungen nur langfristig erfolgreich sein können, wenn sie von unten nach oben („Bottom-Up“) und nicht umgekehrt („Top-Down“) stattfinden**.

Er kritisiert, dass Kultur von vielen Verantwortlichen nicht als gesellschaftliche Aufgabe und damit oft nicht als Pflicht betrachtet wird, und benennt viele strukturelle Schwächen. Die Kulturdebatte könne sich ein „Schwarz-Weiß-Denken“ aber nicht erlauben. Er appelliert insbesondere an die Institutionen, Verwaltungen, politische Gremien und andere Entscheider, offen für verschiedene Perspektiven zu sein und nicht nur die eigene zu sehen. Da dies aktuell oft noch nicht der Fall sei, entstünden **in vielen wichtigen Prozessen starke Verzögerungen** – öffentliche Institutionen seien aktuell oft zu langsam, um mit dem Tempo der Realität mitzuhalten. Darüber hinaus müssten sich Verwaltungen viel stärker öffnen. Burnicki bekräftigt abschließend, dass Kulturschaffenden und Kulturinteressierten mehr Raum gegeben werden muss und betont, dass **Kulturentwicklungsplanung** nötig ist, um eine Teilhabe aller an Kultur zu ermöglichen.

Nach den Impulsen stellt die Moderatorin die Leitfrage der folgenden Diskussion zunächst nur an die beiden Impulsgeber: Wie würden sich die Rollen im Kulturbereich verändern, wenn sich ein Wandel hin zu einer „Kultur von allen“ vollziehen würde?

Wandel der Kultur = veränderte Rollen

Die beiden Impulsgeber stellen fest, dass sie schon jetzt aus zwei verschiedenen Perspektiven beziehungsweise Rollen an der Diskussion beteiligt sind: aus Sicht der Politik, aber auch aus der Perspektive derer, die sich für die Kultur als solche und für Kulturschaffende einsetzen.

Mechthild Schulze Hessing fordert von sich selbst und anderen Menschen in ähnlichen Situationen, den **Mut aufzubringen aus der eigenen Rolle herauszutreten** und Impulse in die Politik und Kulturentwicklung zu tragen. Damit diene man der Weiterentwicklung der Kultur besser als so weiterzumachen wie bisher. Man müsse **„die Kultur zum Stadthema machen**, aber aufpassen, dass man nicht selbst zum Spielball wird“. Bestehende Kulturorte und -häuser sollten dabei mit bedacht und einbezogen, es sollte aber auch neuen Ideen und Projekten eine Bühne geboten werden. Eine neue Rollenverteilung sei ebenso vielseitig wie die Aufgaben und die beeinflussenden Faktoren, die es zu berücksichtigen gelte.

Dabei sei es zum Beispiel auch wichtig, **Budgetplanungen** zu bedenken, bei der ein bestimmter Rahmen eingehalten werden müsse, ebenso wie Vereinbarungen mit der Politik weiterhin Gültigkeit hätten. Zugleich müssten Veränderungen in der Gesellschaft einbezogen werden, die sich in allen Bereichen abspielen und dort auch bewusstgemacht werden müssen – hierbei bezieht sie sich besonders auf die Verwaltung und die Politik. In der Konsequenz müssten bei Prozessen Wege gefunden werden, die **Bürgerinnen und Bürger stärker zu beteiligen**. Auch bei der Entwicklung neuer Konzepte müsse offener gedacht, also nicht mehr nur auf eine bestimmte, enge Zielgruppe fokussiert werden. Man müsse zum Beispiel Kulturveranstaltungen oder -debatten häufiger für mehrere und verschiedene Gruppen öffnen und diese auch gezielt mit dem Angebot ansprechen.

Jens Burnicki bemängelt wiederum, dass **es im Kulturbereich oft an adäquaten Entscheiderinnen und Entscheidern mangle**. Die Verantwortlichen in den tragenden Gremien, der Verwaltung und der Politik repräsentierten oft nicht die Stadtgesellschaft. Er nannte hier das Stichwort Diversität: Es **fehle an jungen Menschen, an Personen mit Migrationshintergrund oder auch an Vertreterinnen und Vertretern bildungsfernerer Schichten**, die einen eigenen Blick auf Kultur und andere Bedürfnisse haben. Er schließt sich damit einer bereits zuvor aus dem Plenum gestellten Frage an: An welche Zielgruppe(n) werde in diesen Gremien gedacht, wenn Kulturprojekte geplant werden? Wenn die Entscheider nicht die Repräsentanten und damit also auch nicht – oder nur in sehr kleinen Teilen – das spätere Publikum seien, bestehe die Gefahr von falschen Voraussetzungen bei der Planung vieler Projekte auszugehen.

„Aber wer ist mit ‚Kultur für alle‘ gemeint?“, fragt Mechthild Schulze Hessing zurück. Diese „alle“ müssten ja auch erst einmal definiert werden. Wenn man darauf beharre, dass Kultur wirklich für jeden einzelnen gemacht sein muss, folge daraus, dass schon bei der Zielgruppendefinition keine Einschränkungen vorgenommen werden dürfen, selbst wenn man faktisch nicht alle erreichen kann. Sie bringt an, dass Provokation in diesem Zusammenhang ein gutes Mittel sei, um Veränderungen anzustoßen.

DISKUSSION

Nach der Fishbowl-Methode beteiligen sich anschließend nahezu alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Szenarios an der Diskussion. Dabei stellt die Runde **drei besonders entscheidende Einflussfaktoren** für die Gestaltung von Kultur fest: **1.) Bildungspolitik, 2.) Projektprozesse und 3.) Teilhabe**.

1.) Bildungspolitik: Projekte fördern, Chancengleichheit schaffen

Dieses Thema beginne schon in den Schulen, die laut Jens Burnicki die wichtige Funktion erfüllen, dass junge Menschen dort noch analog erreicht und begeistert werden können, während sie ansonsten vorwiegend in der digitalen Welt unterwegs seien. Im Plenum wird der Wunsch an die Politik geäußert, **alle Schulen, gleich welcher Schulform, besser auszustatten** – sowohl personell als auch materiell. Nur so sei es möglich, den Zugang zu

und das Interesse an Kultur zu fördern. Es sollten hier vor allem **Projekte gefördert werden, die auf Partizipation junger Menschen ausgelegt** sind – unabhängig von sozialer oder ethnischer Herkunft oder deren Bildungsgrad. Außerdem seien in diesem Zusammenhang nicht nur Ergebnisse wichtig, sondern vor allem **Inhalte, Erfahrungen und Beteiligungs- sowie Entstehungsprozesse von Kunst und Kultur**.

Das Plenum fordert eine **transparentere, nachvollziehbarere Finanzpolitik**, mit der Kultur in allen institutionellen und öffentlichen Bereichen gefördert werden solle. Ein **freier Zugang zu Kulturangeboten** sei wichtig und müsse auch für alle bezahlbar sein – insbesondere sozial schwache Menschen und Familien müssten dabei viel stärker bedacht werden. Ein Beispiel dazu: Der Musikschulleiter Dr. Jochen Plaßmann weist auf das geringe Interesse junger Menschen an Jazzmusik hin. Das Interesse dafür müsse schon früh geweckt werden, etwa in der Schule, damit es sich später weiter entwickeln könne.

Mechthild Schulze Hessing fordert „neue Wege der Kulturarbeit“ und spricht sich auch dafür aus, außerschulische Lernorte aus kulturellen Bereichen stärker in die Bildungsarbeit einzubeziehen. Als Beispiel nennt sie ein das FARB, Forum Altes Rathaus im Stadthaus Borken.

2.) Projektprozesse: Bessere Finanzierung, weniger Verwaltung

Projekt- und Förderprozesse müssen stärker berücksichtigt werden, heißt es in der Diskussion. Auch hier spielen die Finanzierung und Ausstattung von Schulen eine wichtige Rolle. Mechthild Schulze Hessing nennt die geographische Kluft zwischen urbanen und ländlichen Regionen einen wichtigen Faktor und betont, dass ländliche Gebiete qualitativ und quantitativ nicht nur mit den Städten mithalten könnten, sondern oftmals besser seien. Ein Beispiel dafür sei das schon genannte Forum in Borken. Sie appelliert dafür, Projekte nicht nur punktuell zu fördern, sondern langfristig, und kritisiert, dass die Antragshürden zu hoch seien und Politiker und Verwaltungsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter sich als Dienstleister verstehen sollten. Auch in der Diskussion kommen mehrere Forderungen auf, etwa nach transparenten Finanzierungen, besseren finanziellen Rahmenbedingungen, weniger Verwaltungshürden.

3.) Teilhabe: Hilfe zur Selbsthilfe

Weiterhin sei die Möglichkeit wichtig, einfacher teilhaben zu können. Jens Burnicki sieht auch hier die festen Strukturen als Hindernis, das Partizipation erschwert, und hinterfragt, wie Prozesse „durchlässiger“ gemacht werden können. Die Politik könne auf **„Hilfe zur Selbsthilfe“ setzen** und Unterstützung langfristig bereitstellen. Mechthild Schulze Hessing fordert ein „Bewusstsein für feste Budgets“, die Kulturprojekte garantieren können. Gleichzeitig betont sie, dass jede Gemeinde unterschiedlich sei und je nach Größe und Struktur individuell betrachtet werden müsse. Auch könne der urbane nicht mit dem ländlichen Raum verglichen werden.

Die vielen Kommentare der Teilnehmerinnen und Teilnehmer beschäftigen sich mit den institutionellen Strukturen (Bürokratie), der Finanzierung und der Qualität der Förderungen. Es wurden Wünsche geäußert, zum Beispiel Räume geschenkt zu bekommen, mehr Freiheit einzuräumen, insbesondere für Subkulturen, **die Positionen „Kultur für alle“ und „Kultur von allen“ nicht zu trennen**, offener für Experimente zu sein und dafür Gestaltungsräume zu schaffen, und den Mut zu haben, auch scheitern zu dürfen. Dafür solle Kultur auch dort „andocken, wo es schon läuft“, wie etwa an Fridays for Future.

Jens Burnicki lobt Projekte wie die B-Side in Münster und das Kulturhaus Bielefeld und weist darauf hin, dass sich Qualität auch erst bei einer Projektentwicklung herausbilden könne und man deswegen offen sein solle.

Ein weiterer Diskussionspunkt beim Thema Partizipation ist die finanzielle Teilhabe an bzw. Finanzierbarkeit von Kultur. Das betrifft nicht nur junge Menschen, sondern auch Rentnerinnen und Rentner in prekären Verhältnissen, die nicht zu den privilegierten und finanzstarken älteren Menschen gehören, aber dennoch regelmäßig Kulturangebote wahrnehmen möchten. **Für Beteiligung und Teilhabe an Kultur können sich die Menschen frei entscheiden – das zu ermöglichen, ist Pflichtaufgabe für die Politik.**

Kritik gab es an der Konsumgesellschaft, die Raum für Innovationen und Experimente verwehre.

Wünsche und Visionen

In den meisten Wortmeldungen fallen bestimmte Schlüsselbegriffe: Erstens die **Öffnung der Kulturinstitutionen**, zweitens **eine gute Balance zwischen Qualität und Quantität** und drittens die **Finanzierung von Kulturprojekten und –prozessen**. Vor allem wird darüber diskutiert, dass der schon begonnene Wandel ohne eine Öffnung der etablierten Kulturinstitutionen nicht nachhaltig funktionieren kann. Das komplexe gewachsene System aus Politik, Städten und Kommunen, Institutionen, Förderern und Sponsoren sei zu alt, zu starr, zu unflexibel, zu unübersichtlich und zu kompliziert.

Mit „Öffnung“ ist in der Diskussion zugleich „Offenheit“ gemeint, also der Mut und die Bereitschaft aller Beteiligten, Kultur neu zu denken. Die bisher gestellten Ansprüche und Erwartungen an Kulturangebote und -prozesse sollten auf den Prüfstand gestellt und deren Erfolg oder Misserfolg nicht nur an den bekannten Zahlen gemessen werden (Besucherzahl, Medienecho, finanzieller Ertrag).

An diesem Punkt startet eine hitzige Debatte darüber, wie überhaupt der „Erfolg“ von Kulturprojekten gemessen werden könnte, was sie „gut“ oder „schlecht“ macht – und wer darüber entscheidet.

Ein Teilnehmer verweist darauf, dass „Kultur von Allen“ nicht automatisch gleichzusetzen sei mit mangelnder Qualität und dass es auch nicht darum gehe, Laien zu fördern. Dieser Schluss werde in der Gesamtdebatte aber sehr häufig gezogen. Er merkt an, dass es für ihn schwierig bis unmöglich sei, sich jeweils für oder gegen eine „Kultur für alle“ oder eine

„Kultur von allen“ zu entscheiden, weil **aus seiner Sicht keine der Positionen in Reinform funktionieren und für eine gute Qualität und zugleich mehr Teilhabe sorgen könne.**

Eine Teilnehmerin bracht die Frage auf, ob bei der Bewertung des Erfolgs von Kultur eher der Prozess oder das Ergebnis maßgeblich sein sollte. In diesem Zusammenhang wird intensiv über die kulturelle Förderlandschaft und das Thema der Finanzierung debattiert: Wie wird Geld für Kultur überhaupt verteilt? Welche finanziellen Rahmenbedingungen (Budgets) gibt es? Wie wird gewährleistet, dass diese Bedingungen dauerhaft vorhanden sind? Nach welchen Kriterien werden Kulturprojekte gefördert?

Fazit: Schnittstellen schaffen, Freiraum für Experimente bieten

Die Debatte zeigte, dass Veränderungen in der Kulturpolitik und die Öffnung von Verwaltungsstrukturen gefordert und notwendig sind. Die Politik soll zwischen Verwaltung und Kultur vermitteln und für die Bürger eine Schnittstelle bilden, die keine zusätzliche Hürde stellen darf. Die Finanzierung von Kultur sei genauso wichtig wie die Teilhabe an Kultur. Formate müssen überdacht und Qualität beibehalten werden, egal ob es sich um **„Kultur für alle“** oder **„Kultur von allen“** handelt. Kulturprojekte dürfen und müssen auch Freiraum für Experimente bieten, Misserfolge gehören dazu.

Der Großteil der Teilnehmer war gespalten und gab keine Entscheidung für die Idee **„Kultur für alle“** oder eben **„Kultur von allen“** ab, da die Übergänge fließend sind und beide Seiten unterstützt werden müssen.

Szenario 2: Perspektive der Verwaltung

Impulse

Jens Boyer, Direktor der Stadtbüchereien der Stadt Hamm

Wolfgang Streblov, Leiter des Fachdienstes Kultur und Weiterbildung der Stadt Lippstadt

Moderation

Bernward Tuchmann, TUCHMANN Kulturberatung, Münster

Protokoll

Marie Jakob, Münster

EINSTIEG UND IMPULSE

Zu Beginn stellt der Kulturberater Bernward Tuchmann die einleitende Frage in die Runde, welche der beiden Positionen („Kultur von allen“ vs. „Kultur für alle“) für die Kulturverwaltung maßgeblich sein sollte.

Jens Boyer, Direktor der Stadtbüchereien der Stadt Hamm, vertritt in seinem Impuls die Position **„Kultur für alle“** und erklärt, dass dieses Prinzip **ein Muss für Kulturverwaltungen** ist. Der Grund: An Einrichtungen wie Stadtbibliotheken werde der

Anspruch gestellt, eine hohe Qualität zu bieten und stets professionell aufzutreten. Gleichzeitig werde es immer notwendiger, auf die Wünsche der Gesellschaft einzugehen und dialogfähig zu sein. Die Lösung sei die Kombination der beiden Positionen, was Boyer zugleich als große Herausforderung sieht.

Wolfgang Streblov vertritt als Leiter des Fachdienstes Kultur und Weiterbildung der Stadt Lippstadt die Position „**Kultur von allen**“. Er begründet seine Haltung mit seiner persönlichen Auffassung von Kultur: Sie sei ein sich ständig wandelndes Phänomen. Eine Kulturverwaltung habe deshalb nicht mehr in erster Linie die Aufgabe, Bestehendes zu verwalten, sondern **den Wandel zu gestalten und sogar mit zu initiieren**. Streblov spricht von einer Querschnittsaufgabe, bei der viele verschiedene Bereiche gebündelt werden müssten. Deshalb müssten **die Kompetenzen der Kulturverwaltung erweitert** werden. Er sieht die Verwaltungen außerdem in der Pflicht, allen Menschen eine Möglichkeit zu eröffnen, sich „mittels der schönen Künste auszudrücken“. Dies sei ein Menschenrecht.

Bernward Tuchmann fasst als Ergebnis der Einstiegsrunde zusammen, dass es offenbar eine Tendenz dazu gibt, die beiden Positionen miteinander zu kombinieren – mit einem leichten Schwerpunkt auf der Position „Kultur von allen“. Er eröffnet die Diskussion mit der Frage, was diese Erkenntnis aus Sicht der Teilnehmenden für die Akteure in Kulturverwaltungen bedeuten würde.



DISKUSSION

In der Gesprächsrunde ergeben sich viele Fragen und Wortmeldungen, die sich rückblickend vier größeren Themenfeldern zuordnen lassen: **1.) Potenziale und Chancen, 2.) Gefahren und Probleme, 3.) neue Anforderungen an die Kulturverwaltungen und 4.) Wünsche und Visionen.**

1.) Potenziale und Chancen: neue Zugänge und größere Vielfalt

In der Kombination einer „Kultur von allen“ und einer „Kultur für alle“ sehen viele Teilnehmende vor allem große Chancen für Kulturverwaltungen – in jedem Fall wird von der Mehrzahl des Plenums **kein Widerspruch zwischen diesen beiden Positionen** gesehen. Im Gegenteil: Wenn die freie Kulturszene mit professionellen Kulturschaffenden, der Politik und der Kreativwirtschaft zusammengebracht werde, bewirke das sehr wahrscheinlich, dass **mehr Menschen einen Zugang zur kulturellen Identität einer Stadt finden**. Durch eine professionelle Anleitung der Verwaltungen ließen sich zugleich Qualität und Standards wahren. Weil sich die Gestaltung und Verwaltung von Kultur aktuell zu einer Querschnittsaufgabe entwickle, entstünden neue Chancen, die **Qualität des Angebots durch mehr Möglichkeiten und größere Vielfalt zu steigern**.

Vor allem **offene, niedrighschwellige Kulturangebote und -orte** werden von der Mehrzahl der Teilnehmenden als wichtige Räume in der Gesellschaft gesehen, in denen eine andere Art der Begegnung möglich werde. Außerdem könnten solche niedrighschwelligem Kulturangebote neue **Anreize für Menschen bieten, sich auch mit anspruchsvolleren Inhalten auseinanderzusetzen**.

2.) Probleme und Gefahren: Instrumentalisierung, Verteilungskämpfe, Ressourcen

Hier wird die Befürchtung genannt, dass eine „Kultur von allen“ für eine **politische Agenda instrumentalisiert werden** könnte, beispielsweise von antidemokratischen und rechtspopulistischen Parteien wie der AfD.

Darüber hinaus befürchteten viele Diskussionsteilnehmerinnen und -teilnehmer, dass ein **polarisierendes Konkurrenzdenken** zwischen den verschiedenen Anbietern und Akteuren entstehen könnte: konservative Klassiker auf der einen Seite, experimentelle Angebote und Konzepte auf der anderen Seite. Oft sei das jetzt schon so und das Publikum dadurch häufig verwirrt, zudem gebe es viele **„Verteilungskämpfe“** um die Frage, welche Angebote förderungswürdig sind und welche nicht. Von den Vertreterinnen und Vertretern der Verwaltungen wird kritisiert, dass das aktuell nicht eindeutig beantwortet werden könne, wenn **Richtlinien dafür nicht klar genug und nicht ausreichend** seien.

Ein weiterer kritischer Punkt in der Runde ist der Eindruck von Kulturverwaltungen, dass ihnen immer häufiger Entscheidungen übertragen werden, die eigentlich Aufgabe der (Kultur-)Politik seien. Dies führe zu weiteren Problemen und überfordere die Verantwortlichen in den Verwaltungen. Ohnehin sei **die Entscheidungs- und Förderstruktur in Deutschland oft unnötig kompliziert**. Es wird kritisiert, dass es bei der aktuellen Gesetzeslage immer einfach sei, den Regeln zu folgen.

Auch einige Akteure aus der freien Kulturszene melden sich zu Wort und berichten von ihren Erfahrungen „von außen“ mit Kulturverwaltungen. Es sei oft sehr schwierig, **in den komplizierten Verwaltungsstrukturen der Kulturverwaltungen** eine zuständige (und sich zuständig fühlende) Person zu finden. Man spreche oft mit vielen verschiedenen Ansprechpartnern, die aber häufig gegensätzliche Auskünfte gäben. Außerdem sei Kultur

kein isolierter Bereich, weil er mit vielen anderen Gebieten verschmolzen ist – zum Beispiel Stadt-, Bau- und Grünflächenplanung sowie wirtschaftlichen und technischen Bereichen. Die Stellen in den Verwaltungen, an die man mit Anfragen verwiesen werde, fühlten sich jedoch oft nicht zuständig oder seien fachlich die falschen Ansprechpartner. Hier wünschen sich viele Teilnehmer **mehr Engagement seitens der Kulturpolitik**, die sich bei solchen Problemen derzeit leider nur wenig einbringe.

Es wird auch der Wunsch geäußert, dass sich Kulturpolitikerinnen und -politiker künftig viel mehr für verschiedene Formen von Kultur interessieren, aktiv am Geschehen teilnehmen und beispielsweise auch bei unterschiedlichen kulturellen Veranstaltungen präsenter sein müssen.

Hinzu kommt in der Diskussion ein schon länger bestehendes Problem in **ländlichen Bereichen**: Hier gebe es häufig **aktive Widerstände gegen eine „Kultur von allen“**. Es werde oft nur auf Kulturangebote gesetzt, die auch finanziell etwas einspielen, wie zum Beispiel Kabarett. Außerdem seien die **Räume sehr begrenzt** und durch eine vergleichsweise große Anzahl Akteure entstehe auch größere Konkurrenz untereinander. Die Vertreterinnen und Vertreter der Verwaltungen berichten in diesem Zusammenhang, dass sie in ländlichen Gebieten mit den Wünschen der Gesellschaft schnell überfordert sind, weil oft die **Ressourcen und die Fähigkeiten fehlten**, um Anregungen und Ideen auch adäquat umzusetzen.

3.) Neue Anforderungen an Kulturverwaltungen: Infrastrukturen bilden

Das Plenum sieht hier vor allem eine besonders große, neue Anforderung: Die Aufgabe, **neue (Infra-)Strukturen zu bilden**. Aktuell hätten Wahlkampfbestrebungen der zuständigen Politiker dazu geführt, dass die Bürgerinnen und Bürger stärker in das kulturelle Angebot der Kommunen eingebunden werden sollten. Das sei zwar positiv, allerdings müssten sich die Kommunen nun vermehrt mit Vorgaben aus der Politik auseinandersetzen, die Strukturen innerhalb der verschiedenen Verwaltungsteile voraussetzten, die es noch gar nicht gebe. Hinzu kämen viele Anfragen von Bürgerinnen und Bürgern. Um diese zu erfüllen, seien oft **Kooperationen** zwischen den unterschiedlichen Institutionen nötig. Manche Institutionen würden dann jedoch wegfallen beziehungsweise in den Kooperationen vollständig aufgehen.

4.) Wünsche und Visionen: vernetzen, verschlanken, unterstützen

Insgesamt wünscht sich die Runde, dass die Verwaltungen sich künftig zu einer Kultur-Plattform, einem Akteur, einem **„Ermöglicher“** entwickeln und so dazu beitragen würden, „dritte Orte“ zu schaffen. Verwaltungen müssten außerdem stärker Einfluss auf kulturelle Einrichtungen nehmen. Das Plenum sieht sie in der Verantwortung, **Bürgerinnen und Bürgern Möglichkeiten zu eröffnen, sich künstlerisch auszudrücken** oder zumindest einen Zugang zum kulturellen Angebot der Kommunen zu finden. Dafür brauche es viel Wissen, die entsprechenden Mittel und einen Strukturwandel, indem Kompetenzen

neu verteilt und eingefahrene Denkweisen aufgebrochen werden müssten.

Jede Akteurin und jeder Akteur in der Verwaltung müsse dafür eine **generelle Offenheit für Neues** mitbringen. Es sei wichtig, dass sich jede und jeder in den Verwaltungen aktiv darum bemüht, **neue Kenntnisse über die Inhalte der Kulturszenen** zu erwerben. Nur so könnten die Verantwortlichen in den Verwaltungen für sich neue Potentiale erschließen und mit ihren Institutionen in Zukunft eine gute Richtung einschlagen.

Darüber hinaus wünschen sich insbesondere die Kulturakteurinnen und -akteure in diesem Szenario von den Verwaltungen, dass sie **häufiger verschiedene Gruppierungen an einen Tisch bringen**. Hierzu seien zum Beispiel Kulturkonferenzen wichtig, aber auch eine offene Einstellung der geladenen Gäste. Es müssten auch im Alltag mehr Strukturen geschaffen werden, die einen **Austausch** ermöglichen, – zum Beispiel Kultur-Stammtische. Die Vertreterinnen und Vertreter der Verwaltungen weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass damit wieder neue Anforderungen für ihre Arbeit verbunden sind.

Aus Sicht der Kulturschaffenden werden die gesetzlichen Spielräume für kreative Projekte und Prozesse eher immer enger. Sie wünschen sich, dass die Verwaltungen die **Bedingungen für bestimmte Projekte verschlanken beziehungsweise bei Ausschreibungen inhaltsorientierter denken**. Als Beispiel werden Veranstaltungen genannt, die mehr als einen Zweck haben und sich an einer Ressortgrenze bewegen – etwa künstlerische Projekte, die zugleich der Integration von Menschen mit Fluchterfahrung dienen. Gerade die Vertreterinnen und Vertreter der freien Kulturszene empfinden es als kompliziert, solche interdisziplinären Ansätze innerhalb der teils engen Ausschreibungen der Verwaltungen zu realisieren. Oftmals würden **Fördergelder hier noch sehr ungerecht oder nicht nachvollziehbar verteilt**.

Ein weiterer Wunsch im Sinne eines einfachen Zugangs zu Kultur (und entsprechend auch zu Kulturförderung) ist eine **verständlichere Sprache seitens der Ämter**. Oft sei das ein großes Hindernis. Zudem wünschen sich viele Teilnehmende **mehr Beratungsangebote** für kulturell Engagierte, die eine womöglich gute Idee umsetzen möchten, aber die Förderstrukturen der Stadt oder Kommune nicht verstehen und deshalb scheitern. Die Verwaltungen müssten sich künftig den **Servicegedanken** stärker auf die Fahnen schreiben und engagierte Kulturschaffende nicht mehr in erster Linie als Bittsteller sehen.

Wichtig ist der Mehrzahl der Teilnehmenden auch, dass in den Verwaltungen **eindeutiger und transparenter definiert wird, was „Qualität“ ist, was also förderungswürdig ist und was nicht**. Geld, Räume und anderweitige Unterstützung seien endliche Ressourcen, weshalb sie so gerecht und nachvollziehbar wie möglich verteilt werden müssten.

FAZIT: Verwaltungen als Ermöglicher einer „Kultur von allen“

Alle Teilnehmenden des Szenarios – aus der Verwaltung, der Politik und der Gruppe der Kulturschaffenden – **tendieren zur Position einer „Kultur von allen“**. In der Entwicklung hin zu dieser Haltung sehen sie vor allem eine große Chance für das Fortbestehen

vielfältiger Kulturangebote in den Kommunen. Das werde nicht zu einem Verlust von Qualität des Angebots führen, sondern sie im Gegenteil steigern.

Zugleich stellt die Runde fest, dass **der Wandel hin zu einer „Kultur von allen“ eine große Aufgabe** für alle Beteiligten werden wird. Damit seien viele neue und hohe Anforderungen für die Kulturverwaltungen verbunden, zum Beispiel **andere Fähigkeiten in der Kommunikation**. Zugleich müssten die Verwaltungen dringend umdenken und einen Sinneswandel vollziehen: Sie seien nicht mehr dazu da, Bestehendes zu verwalten, sondern müssten selbst **aktiv mitdenken, interdisziplinär agieren und sich als „Ermöglicher“ sehen**. Sie sollten sich vor allem den Servicegedanken stärker auf die Fahnen schreiben, denn es fehle oft an einfachen Zugängen.

Gefahren und Probleme sieht die Runde unter anderem in einem aktuell **nicht klar definierten Qualitätsbegriff**. Ein solcher lege jedoch fest, was förderungswürdig ist und was nicht, nach welchen Kriterien also Geld verteilt und so kulturelle Gestaltungsmöglichkeiten geschaffen werden. Das sei derzeit oft nicht nachvollziehbar und wird daher von vielen Teilnehmenden als ungerecht empfunden. Auch die derzeit oft fehlende Anteilnahme der Politik am Wandel hin zu einer „Kultur von allen“ wird als Problem gesehen, ebenso wie die häufig nicht geklärten oder intransparenten Zuständigkeiten innerhalb der Verwaltungen. Außerdem bestehe die Gefahr, dass rechtspopulistische Parteien den Wandel hin zu einer „Kultur von allen“ im Rahmen ihrer politischen Agenda missbrauchen könnten.

Szenario 3: Perspektive der Kulturschaffenden und Kulturanbieter

Impulse:

Olav Kröck, Intendant der Ruhrfestspiele Recklinghausen

Bernd Stoverink, Stellvertretender Vorsitzender des Stadttheaters Bocholt e. V.

Moderation:

Fatima Çalişkan, Förderfonds Interkultur Ruhr, Essen

Protokoll:

Greta Kaiser, Münster

EINSTIEG UND IMPULSE

Im Fokus steht in diesem Szenario die Frage, wie möglichst viele verschiedene Zielgruppen in kulturelle Prozesse einbezogen werden könnten und wie sich am besten Aufmerksamkeit für kulturelle Angebote erzeugen lässt.

Bernd Stoverink führt mit seinem Impulsvortrag über sein ehrenamtliches Engagement im **Stadttheater Bocholt e. V.** in das Szenario ein. Der Verein wurde aus einer Bürgerbewegung im Jahr 1909 gegründet und steht **exemplarisch für eine „Kultur von allen“**. Er hat sich zum Ziel gesetzt, ein anspruchsvolles Theaterprogramm zu bieten, das die Zuschauer sowohl unterhalten als auch fordern und zum Nachdenken anregen soll. Die Gestaltung des Programms sei laut Stoverink ein kreativer Akt, in dem sich alle Beteiligten mit den Angeboten des professionellen Theaters auseinandersetzen und dabei die Bandbreite des Marktes nutzen.

Die Position **„Kultur für alle“** vertritt der Intendant der Ruhrfestspiele Olav Kröck. Er macht allerdings gleich zu Beginn klar, dass er keine Notwendigkeit sieht, zwischen einer „Kultur für alle“ und einer „Kultur von allen“ zu differenzieren. In seiner Rolle als Intendant sieht er es als seine Aufgabe, sich stets dem Publikum zuzuwenden und dabei auch diejenigen zu beachten, die selbst künstlerisch tätig sind. Deshalb ist es ihm wichtig, die Türen der Kultureinrichtungen zu öffnen und regelmäßig zu hinterfragen, wer mit dem Programm tatsächlich angesprochen wird. Kröck hebt außerdem hervor, wie wichtig **Kinder- und Jugendarbeit** ist, um auf Dauer auch Menschen zu erreichen, die kulturelle Angebote entweder wegen Geldmangels, aufgrund eines niedrigen Bildungsstandes oder anderer Hindernisse bzw. Hemmschwellen nicht wahrnehmen (können).



DISKUSSION

Im Anschluss an die Impulsvorträge startet die offene Diskussion, bei der die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aufgerufen sind, sich nach der Fishbowl-Methode zu beteiligen und eigene Standpunkte in die Runde zu geben. Dabei formten sich insgesamt

drei Themenfelder: **1.) Zielgruppen und Zugang, 2.) Kultur- und Qualitätsbegriff und 3.) Ehrenamt.**

1.) Zielgruppen und Zugang: „Alle“ sind sehr viele

Die Gruppe ist sich schnell einig, dass **Kinder- und Jugendarbeit** eine bedeutende Rolle im Kulturbereich spielt: Wenn junge Menschen an der Gestaltung von Kultur teilhaben (dürfen), werden sie dadurch für kulturelle Angebote sensibilisiert und finden auch eher einen Zugang zum Ästhetischen. Als besonders relevant werden in diesem Zusammenhang theaterpädagogische Projekte in Schulen und in außerschulischen Institutionen genannt. Vor allem von Lehrern könnten diese Möglichkeiten gut angeregt und an die Schülerinnen und Schüler herangetragen werden.

Eine Teilnehmerin aus dem Kulturausschuss der Stadt Gütersloh merkt an, dass Kinder- und Jugendarbeit nur eine Seite der Medaille ist. Man solle sich nicht nur auf jüngere Menschen, sondern auch auf **Randgruppen** fokussieren und dabei **mehrere Generationen** in kulturellen Prozessen und Angeboten vereinen. Sie weist auch auf die große Anzahl prekär lebender Kreativer hin, die ebenfalls nicht aus den Augen verloren werden sollten.

Einige Initiativen unter den Teilnehmenden engagieren sich bereits für eine solche **kulturelle Integration**, indem sie etwa theaterinteressierte Menschen zu Hause abholen und ins Theater bringen. Auch integrative Kulturprojekte werden positiv hervorgehoben, durch die etwa Langzeit-Arbeitslose und Jugendliche mit schwierigen Biographien dabei unterstützt werden, wieder gesellschaftlichen Anschluss zu finden. Als wichtiger Punkt werden außerdem **vergünstigte Veranstaltungstickets** genannt. Damit könnten bestimmte Kulturangebote einem breiteren Publikum besser zugänglich gemacht werden.

In der Runde entsteht ein Konsens darüber, dass Akteure und Anbieter sich zunächst **intensiv mit den Bedürfnissen des bestehenden Publikums auseinandersetzen** müssten, bevor sie Maßnahmen ergreifen. In diesem Zusammenhang wird darauf hingewiesen, dass zum Beispiel der besondere Kenntnisstand von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Kulturhäusern, die in engerem Kontakt mit dem Publikum stehen, eine wichtige Quelle sein können. Viele in der Runde wünschen sich eine **bessere Vernetzung mit den Bürgerinnen und Bürgern im Umfeld der Kulturorte**, um deren Wünsche und Bedürfnisse besser zu verstehen. Das wiederum könne dazu führen, dass diese eher bereit und interessiert sind, sich kulturellen Angeboten an ihrem Ort zuzuwenden.

2.) Kultur- und Qualitätsbegriff: Was ist „Kultur“ – und was braucht sie?

In der Diskussion werden viele Forderungen an das formuliert, was Kultur – und vor allem die Kultureinrichtungen – leisten sollten. Idealerweise sollten diese Orte sein, an denen ein diverses Publikum **zugleich gefordert und unterhalten** wird. Es fällt das Stichwort des so genannten **„dritten Ortes“**, der sich unter anderem dadurch auszeichnet, dass er für jedermann frei **zugänglich ist, unkommerziell und vielfältig arbeitet und für alle Altersgruppen eine besondere Qualität des Aufenthalts** schafft. Um das zu erfüllen, seien

sowohl das **Programm als auch die Architektur** des Ortes entscheidend. Kultureinrichtungen müssten sich gleichzeitig an gesellschaftliche Umbruchprozesse anpassen, zum Beispiel die Digitalisierung. Olav Kröck weist darauf hin, dass öffentliche Kultureinrichtungen nicht zu „Einkaufszentren“ werden dürfen, die vor allem auf Umsatz aus sind. Er formuliert damit ein Ideal, das in der Runde als teilweise nicht realisierbarer Anspruch diskutiert wird: Es sei **schwierig, sich völlig von kapitalistischen Strukturen zu befreien**, vor allem, wenn es darum geht, Aufmerksamkeit beim Publikum für das eigene Angebot zu erzeugen. **Technische und vor allem finanzielle Ressourcen seien unabdingbar für ein zielgenaues Marketing.** Dieses fehle aber gerade bei selbstständigen Kulturschaffenden und Kulturanbietern ohne Institution im Rücken sehr häufig, die sich jedoch ebenso wie große Häuser mit der Frage auseinandersetzen müssen, wie sie Aufmerksamkeit bei ihrer Zielgruppe wecken können.

Kultureinrichtungen könnten hier unterstützen, indem sie regelmäßig **ihre Türen öffnen** und Nachwuchs auch in den Reihen der selbstständigen Kulturschaffenden suchen. Nach Olav Kröcks Erfahrung ist mit solch einer Öffnung nach außen zwar immer ein gewisses Risiko verbunden, oft sei dieser Schritt aber von Erfolg gekrönt.

Peter Landmann, ehemaliger Leiter der Kulturabteilung des Landes NRW, wirft in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob individuelle Künstler trotzdem stärker durch öffentliche Gelder gefördert werden müssten. Denn **nicht alle Selbstständigen würden von der Öffnung der Kulturinstitutionen profitieren.** Die Kulturförderpolitik müsse sich daher stärker damit auseinandersetzen, wie individuelle Künstlerinnen und Künstler auch unabhängig von den Institutionen besser unterstützt werden könnten.

3.) Ehrenamt/Bürgerschaftliches Engagement: wichtiger Bereich mit Nachwuchsproblemen

Zum Schluss kam noch ein weiteres wichtiges Thema auf: das Ehrenamt. Oft sorgen erst freiwillig Engagierte im Kulturbereich dafür, dass **kulturelle Angebote entstehen.** Allerdings fehlt es häufig an **Nachwuchs unter den Jüngeren**, die bereit sind, ehrenamtlich verantwortungsvolle Aufgaben zu übernehmen. Der Impulsgeber Bernd Stoverink vom Stadttheater Bocholt e. V. weist als selbst ehrenamtlich Tätiger darauf hin, dass es nicht ausreicht, dieses Situation mit fehlendem Interesse der jungen Generation zu begründen. Er wisse aus eigener Erfahrung, wie viel Zeit eine freiwillige Aufgabe in Anspruch nehmen kann und dass junge Leute oftmals viel früher im Leben in den Beruf oder die Familie eingebunden sind. Deshalb sei es schwierig für sie, die Zeit für ein umfassendes Ehrenamt aufzubringen. Die Runde findet daher auch keine einfache Lösung für dieses Problem im Rahmen der Diskussion.

FAZIT: Es braucht einen Perspektivwechsel

Sowohl durch die beiden Impulsgeber als auch durch die zahlreichen Wortbeiträge wird in diesem Szenario vermittelt, dass sowohl bei der Entstehung als auch bei der Wahrnehmung

kultureller Prozesse die Perspektive und die Haltung zu Kultur den Ausschlag geben: **Wer leitet, wer kuratiert, wer konsumiert?** Welche „Brille“ hat die- oder derjenige auf? Insgesamt ist sich die Runde einig, dass über kurz oder lang ein **Perspektivwechsel** angeregt werden muss, bei dem sich vor allem die Kulturinstitutionen stärker hinterfragen und sich in ihr Publikum hineinversetzen müssen. In diesem Zusammenhang muss mehr und differenzierter über **Zielgruppen** nachgedacht werden – insbesondere Kinder, Jugendliche, Menschen mit Migrationserfahrung und weniger gebildete Gruppen müssten hier stärker beachtet werden. Auch eine **bessere Vernetzung mit den Bürgerinnen und Bürgern** im Umkreis eines Kulturortes sehen viele Teilnehmende als nötige Maßnahme an, die von den Kulturinstitutionen selbst aktiv gestaltet werden muss.

Des Weiteren geht es in der Diskussion oft um die Wiederbelebung der alten Funktion von **Kultureinrichtungen als „dritte Orte“**. Dafür müssten sich allerdings viele Anbieter zumindest teilweise von kapitalistischen Strukturen befreien, was in der Praxis als schwierig angesehen wird. **Ressourcen, sowohl finanzieller als auch personeller Art, seien wichtig**, um ein gutes Angebot auf die Beine zu stellen. Ohne Förderung und die damit verbundenen Strukturen gehe es deshalb nicht. Allerdings könnten Kulturinstitutionen kleineren Anbietergruppen oder freien Kulturschaffenden hier unter die Arme greifen, indem sie sich **häufiger öffnen und Kooperationen eingehen**.

Zum Schluss ist auch das **Ehrenamt/bürgerschaftliche Engagement** ein wichtiges Thema, das in der Kultur wie in vielen anderen freiwilligen Bereiche der Gesellschaft ein Nachwuchsproblem hat. Eine Lösung finden die Teilnehmenden im Szenario nicht, verlassen die Runde aber mit einem geschärften Bewusstsein dafür, dass auch in diesem Bereich dringend Handlungsbedarf besteht und Veränderungen nötig sind.

Szenario 4: Perspektive der Öffentlichkeit, des Publikums, der Kulturnutzerinnen und -nutzer, der Interessenverbände

Impulse:

Ulrike Petzold, Geschäftsführender Vorstand des Dachverbandes der Kulturfördervereine in Deutschland e. V., Berlin

Heike Herold, Geschäftsführerin der Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultureller Zentren NRW e. V., Münster

Moderation:

Ulrike Wachsmund, Geschäftsführerin der Stroetmanns Fabrik, Emsdetten

Protokoll:

Julia Albers, Münster



EINSTIEG UND IMPULSE

Einleitend stellt die Moderatorin Ulrike Wachsmund fest, dass für die Vereine mit dem Konferenz-Slogan „Selbermachen“ und der Gegenüberstellung der beiden Thesen „Kunst für alle“ vs. „Kunst von allen“ eine Schwierigkeit verbunden ist: Kulturfördervereine definierten sich schon per se durch das Selbermachen, weil sie aus bürgerschaftlichem Engagement entstehen und ihre Arbeit aus Eigeninitiative besteht. Vereine stünden deshalb prinzipiell auf der Seite einer „Kultur von allen“, eine kontroverse Diskussion in der Gruppe sei deshalb schwierig. Die aktuelle Herausforderung bestehe unter anderem darin, neue Entwicklungen zu begleiten und voranzutreiben. Als Einstieg in die Impulse und die spätere Diskussion formuliert Ulrike Wachsmund folgende Leitfragen: Was könnten Kulturfördervereine zu einer „Kultur für alle“ im Rahmen aktueller Entwicklungen noch beitragen? Welche Aufgaben und Ziele hat das Thema Soziokultur im Zusammenhang mit einer „Kultur von allen“?

Ulrike Petzold bezieht mit ihrem Impuls die Position **„Kultur für alle“**. Sie stellt zunächst den Dachverband der Kulturfördervereine in Deutschland e. V. (DAKU) vor, für den sie arbeitet. Der Verband wurde 2018 als **Informations- und Netzwerkplattform für die insgesamt rund 10.000 Kulturfördervereine in Deutschland und zugleich als deren** Interessenvertretung in Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit gegründet. Die bereits partnerschaftlich agierenden Vereine werden so unterstützt, sich besser miteinander und mit möglichen Kooperationspartnern zu vernetzen. Außerdem sollen sie sichtbarer werden, mehr Anerkennung für ihre Arbeit und bekommen und dabei unterstützt werden, die vielen ehrenamtlich Aktiven aus- und weiterzubilden, ohne die es viele Vereine nicht gäbe.

Die Impulsgeberin hat durch ihre Arbeit also einen guten Überblick über die Kulturfördervereine, die die wichtige Aufgabe übernehmen, Kultureinrichtungen wie Theater

oder Museen finanziell und inhaltlich zu unterstützen. Zwei Drittel dieser Vereine sind in Städten angesiedelt, der Rest in Randgebieten oder in ländlichen Regionen. Die meisten (über 2.000) sitzen in NRW. Ulrike Petzold betont, dass die Vereine mit ihrer Arbeit maßgeblich zur Vielfalt der Kulturlandschaft beitragen – und damit zur Stärkung der Demokratie. Sie sieht aber noch viele Möglichkeiten für die Vereine, ihre Arbeit weiter zu verbessern und die Zusammenarbeit mit Partnern und Externen auch in Zukunft gut zu gestalten.

Zum einen könnten die Fördervereine sich mehr öffnen und sich **als Impuls- und Ideengeber aufstellen**, etwa zu Themen wie Migration und Demografie. Viele würden hier oft noch zu elitär denken. Wenn sich das ändere, könnten sie die Kulturinstitutionen ihrerseits zur Öffnung animieren und zur Publikumsbindung beitragen.

Darüber hinaus plädiert Ulrike Petzold dafür, dass die **Fördervereine die vielfältigen Kompetenzen und Potenziale in den Reihen der Vereinsmitglieder noch stärker nutzen**. Praktisch könnte das zum Beispiel so aussehen, dass ein im Verein ehrenamtlich aktiver Bankmitarbeiter die Vereinsverwaltung mit seinem Know-how unterstützt. Ein beruflich erfahrener Marketingexperte, der in einem Verein engagiert ist, könnte mit seinem Wissen wiederum dafür sorgen, mehr Aufmerksamkeit und Publikum zu gewinnen.

Auch die **Kommunikation der Vereine** ist für die Leiterin des Dachverbands oft verbesserungswürdig. Sie fordert sie dazu auf, häufiger miteinander und mit anderen Verantwortlichen in den Dialog zu treten, bevor eine wichtige Entscheidung getroffen wird. Das Verhältnis zwischen Kulturinstitutionen und Vereinen sei durch Defizite in diesem Bereich nicht immer einfach. Die Vereine seien aber das Sprachrohr einer Gesellschaft und müssten sich ihrer Funktion als wichtiges Bindeglied zwischen Kulturinstitutionen und den Bürgerinnen und Bürgern bewusster werden. Ulrike Petzold sieht hier eine **Vermittlungsaufgabe**: Vereine könnten am besten kommunizieren, was für ein gutes Kulturangebot wichtig ist, welches das Publikum auch anspricht. Im Verhältnis zu Politik und Kulturinstitutionen belegten die Kulturfördervereine zwar einen eher kleinen Bereich, könnten hier aber wichtige Erfahrungen beitragen. Die Impulsgeberin wünscht sich künftig eine „andere Kultur des Miteinanders“ – von allen Seiten. Auch Verwaltungen und andere Institutionen müssten sich öffnen und ihrerseits vor wichtigen Entscheidungen an die Kulturfördervereine und andere Beteiligte herantreten.

Abschließend lobt Ulrike Petzold das bürgerschaftliche Engagement der Vereine. Über 80 Prozent aller Kulturfördervereine seien rein bürgerschaftlich organisiert. Veränderungen seien zwar nötig, diese müsse man aber behutsam angehen. Zugleich sieht sie die Altersstruktur in den Gremien der Vereine kritisch und plädiert zukünftig für eine bessere Durchmischung.

Heike Herold nimmt anschließend die Gegenposition einer „**Kultur von allen**“ ein. Sie arbeitet für die Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultureller Zentren Nordrhein-Westfalen e. V., die 1981 gegründet wurde und seit 1989 ein eingetragener Verein ist. Unter dem Dach dieser Gemeinschaft versammeln sich derzeit 66 soziokulturelle Zentren und Initiativen in freier Trägerschaft.

Als Einstieg fasst die Impulsgeberin die „**Erfolgsgeschichte**“ der **Soziokultur** zusammen. Der Verdienst dieser Bewegung sei vor allem, dass es dabei von Anfang an um **bürgerschaftliches Engagement und kulturelle Begegnungen** gegangen sei. Das Kulturverständnis in der Gesellschaft sei dadurch breiter geworden – zugleich bedeute diese „**Breitenwirksamkeit nicht gleich Qualitätsverlust**“. Die ursprüngliche Idee, eine „Kultur von allen und für alle“, habe sich nach und nach zu einem kulturpolitischen Programm entwickelt. Dabei sei es nicht nur darum gegangen, „zu machen“, was auch ein wichtiges Motiv der Soziokultur sei, sondern auch darum, Hintergründe aufzubereiten und politisch zu sein. Man wollte mit der Bewegung die „Unwirtlichkeit der Städte“ überwinden – das war seinerzeit auch der Auslöser für die ersten besetzten Häuser.

Abschließend geht die Impulsgeberin auf einige weitere Bereiche und Wirkungsfelder der Soziokultur ein und beschreibt die aktuelle Arbeit soziokultureller Zentren. Zum einen sei es ein Motiv und eine Aufgabe der Soziokultur, **freien Künstlerinnen und Künstlern, aber auch Vereinen günstigen Raum für ihr Schaffen zur Verfügung zu stellen**. Gerade der Nachwuchs müsse sich entwickeln können und brauche Auftrittsmöglichkeiten. Die Soziokultur setze sich für die Rahmenbedingungen ein, die dafür nötig sind. In diesem Zusammenhang betont sie, wie wichtig transkulturelle Arbeit ist, um Vielfalt in der Kultur nicht nur als Idee vor sich herzutragen, sondern sie praktisch zu leben.

Eine weitere wichtige Aufgabe der soziokulturellen Zentren ist die **Vermittlung von Fördergeldern**, die vom Land vergeben werden. Sie lobt das veränderte Zuwendungsrecht, wodurch Fördermittel auch kleinen Initiativen zugutekommen. Allerdings sei die Verwaltung der Förderung noch zu kompliziert.

Angesichts der aktuellen gesamtgesellschaftlichen und politischen Lage sieht Heike Herold **politische Bildung** als besonders wichtiges Instrument, um ein politisches Bewusstsein in der Bevölkerung wieder zu prägen – es sei wichtig, hier eine klare Haltung zu entwickeln. In der Soziokultur sieht sie viele Motive, die auch für die Vereinsarbeit wichtig seien. Sie fordert daher, dass die Fördervereine sich (mehr) mit den Theorien der Soziokultur und deren politischen Feldern auseinandersetzen.

Auch auf den **Generationenwechsel** innerhalb der soziokulturellen Zentren geht Heike Herold ein. In diesem Zusammenhang sei es wichtig, das Interesse junger Menschen zu wecken und sie für zivilgesellschaftliches Engagement zu motivieren. Die Impulsgeberin fordert außerdem dazu auf, „Plätze frei zu machen“ – auch für Menschen, die weniger gebildet sind. Sie wünscht sich auch eine größere **Offenheit für Veränderungen** und für neue, kollaborative Arbeitsweisen. Abschließend appelliert sie an die ehrenamtlich Aktiven, mit ihrer Arbeit weiterzumachen, sich nicht entmutigen zu lassen und sich inhaltlich in die Debatte einzubringen.

DISKUSSION

In der anschließenden Diskussion sind alle übrigen Teilnehmenden aufgefordert, sich mit Wortbeiträgen einzubringen. Die Moderatorin leitet die Runde mit zwei Leitfragen ein:

Sollte Kultur „für alle“ gemacht werden? Und haben Vereine ein besonderes Potenzial dafür, eine „Kultur von allen“ zu leben? Grob gliederte sich die folgende Debatte in vier Themenfelder: **1.) Finanzierung und Förderung von Kultur, 2.) Kommunikation und Zusammenarbeit zwischen den Akteuren, 3.) Selbstwirksamkeit, Teilhabe und Abbau von Hemmschwellen und 4.) Generationenwechsel und Altersstruktur in Vereinen.**

1) Finanzierung und Förderung: kulturelle Vielfalt in Gefahr?

Die Kulturschaffenden sind sich einig, dass die finanzielle Förderung der Vereine sehr wichtig ist. In der Praxis gestaltet es sich häufig schwierig, Fördergelder einzuwerben. Manche äußerten die Sorge, dass dadurch die Vielfalt der Kulturlandschaft bedroht sein könnte. Als Gründe für die finanziellen Schwierigkeiten nannten viele Teilnehmenden, dass Vereine oftmals sehr verschiedene Ziele und Interessen zugleich vertreten müssen – dieses breite Spektrum müsse bei den Förderstrukturen künftig viel stärker beachtet werden. Insgesamt sehen die Teilnehmenden ihr Engagement und die mit ihrer Arbeit verbundenen Erwartungen und Hoffnungen aber differenziert und klar. Zu Beginn eines Projektes brauche es stets viel Geduld und Durchhaltevermögen und dazu gehöre auch das Thema der Finanzierung. Eine verlässliche finanzielle Unterstützung der Ehrenamtlichen sei wichtig und nötig. Diese wollten „nicht dauernd um Geld kämpfen“ müssen. Auch die Unterstützung der Politik sei in diesem Zusammenhang wichtig und wird von Vielen gewünscht. Außerdem wird mehr fachliche Beratung gefordert.

2.) Kommunikation und Zusammenarbeit: Vorbehalte abbauen

Die erste Impulsgeberin Ulrike Petzold hat das Verhältnis der verschiedenen Akteure und die teilweise verbesserungswürdige Kommunikation untereinander bereits aufgegriffen, in der Diskussion wird daran nun angeknüpft. Die Kulturschaffenden berichten, dass sie sowohl mehr finanzielle Förderung als auch mehr Beratung brauchen. Auch die Politik sei hier gefragt. Die Kulturschaffenden betonen, dass sie als **Partner auf Augenhöhe** wahrgenommen werden möchten und ihre Freiheit und die Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung wahren möchten. Zugleich müsse gewährleistet sein, dass alle Beteiligten – Kulturfördervereine und Politik – gemeinsam handeln. Die Vereine dürfen nicht instrumentalisiert werden, um beispielsweise Besucherzahlen aufzubessern.

3) Selbstwirksamkeit, Teilhabe, Abbau von Hemmschwellen: unperfekt bleiben

Die Vereine betonen, dass sie den Menschen, die zu ihnen kommen, unter anderem ästhetische und selbstwirksame Erfahrungen bieten wollen. Die Zielgruppen sollen hier kreativ sein und „den Kopf ausschalten“ dürfen. Wenn gemeinsam Ziele entwickelt würden, komme schnell ein kollektives Gefühl zustande. Es gehe daher vor allen um **Teilhabe** und darum, freiwillig Verantwortung zu übernehmen. Die Kulturschaffenden finden es deshalb wichtig, die Vereinsarbeit nicht zu stark zu professionalisieren und begründen diese Haltung

damit, dass erst durch einen Mangel an Perfektion die Motivation zustande kommt, etwas zu verändern. Um andere Menschen zur Mitarbeit einladen zu können, müsse man deshalb **unperfekt bleiben**, eine Professionalisierung sei in diesem Zusammenhang kontraproduktiv. Ob dabei letztlich etwas „für alle“ oder „von allen“ entstehe, sei unwesentlich. Wichtig ist den Kulturschaffenden auch, dass **die Akteurinnen und Akteure selbst im Fokus stehen** und nicht etwa Besucherzahlen oder andere „harte Fakten“, die in der Kultur häufig als Erfolgskennzahlen dienen. Sie nennen als Stichworte den **Selbstvollzug und das Selbermachen** und wünschen sich dafür mehr **Resonanz und Wertschätzung**.

Die Runde stellt fest, dass deshalb die Fragen danach, was Qualität ausmache und wer definiere, was qualitativ hochwertige Kultur ist und was nicht, nicht beantwortet werden können. Allerdings spricht sich die Mehrheit des Plenums **gegen ein elitäres Kulturverständnis** aus. Viele kritisieren, dass der Begriff Soziokultur auf der Konferenz erst sehr spät gefallen sei, weil der allgemeine Kulturbegriff offenbar noch immer verhandelt werden müsse. Dabei gehe es beim Motto der Veranstaltung ja insbesondere um bürgerschaftliches Engagement.

4.) Generationenwechsel und Altersstruktur: vor allem auf dem Land ein Problem

Viele Teilnehmende sehen dieses Thema als solches kritisch, da die Gesellschaft bei der Gründung vieler Vereine nun einmal weniger divers gewesen sei als heute. Außerdem seien viele Vereine schon als Generationenprojekt angelegt. Das **Nachwuchsproblem** sei aber dennoch bei vielen vorhanden und stelle Kulturarbeit gerade in ländlichen Räumen vor große Herausforderungen.

Ein positives Beispiel aus dem Kreis Höxter zeigt, dass es auch anders geht: Dort wird in einem Ort mit 850 Einwohnerinnen und Einwohnern die gesamte kulturelle Arbeit von Vereinen, also ehrenamtlich und nur mit geringer Förderung bestritten – das zeigt, wie wichtig die Vereine gerade in solchen Regionen sind. 50 Menschen der Gemeinde sind zudem in der Theatergruppe aktiv, die eine sehr heterogene Altersstruktur hat und eine Mischung aus anspruchsvollen und unterhaltenden Inhalten bietet. Dadurch ist die Generationenfrage hier kein Thema.

FAZIT: Mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung erwünscht

Alle Beteiligten sind sich einig, dass Vereine das Konzept des **Selbermachens als Prinzip** vertreten. In dieser wichtigen Arbeit möchten viele stärker wahrgenommen werden. Die Relevanz und Bedeutung der Vereine und ihrer Arbeit steht für alle außer Frage. Außerdem sei es eine **Stärke der Vereine, aus der Mitte der Gesellschaft heraus zu agieren**, Bedürfnisse zu ermitteln und gesellschaftliche Fragen aufzuwerfen. Während der Diskussion werden immer wieder viele Beispiele genannt, was von den Beteiligten als Abbild des **breiten Spektrums und der Vielfalt der Vereinsarbeit** wahrgenommen wird.

Das Plenum stellt außerdem fest, dass Kunst- und Kulturvereine in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern eine **strukturelle Besonderheit** sind. Sie sehen darin großes inhaltliches und finanzielles Potenzial.

Eine wichtige Erkenntnis der Gruppe ist, dass sich die im Rahmen der Konferenz als konträr gegenübergestellten Thesen „Kunst für alle“ und „Kunst von allen“ nicht widersprechen. Das spiegelt sich erfahrungsgemäß auch in der Kulturarbeit: Wenn ein Projekt von Vielen entwickelt werde, sei es fast automatisch für Viele gedacht. Ein **niedrigschwelliger Zugang** wird in diesem Zusammenhang als sehr wichtig erachtet, weil dies die Teilhabe an Kultur ermöglicht.

Eine Reihe von Praxisbeispielen aus Vereinen mit einer jüngeren Altersstruktur zeigt zudem, dass sich der **Modus der Kulturarbeit verändert**. Das bringe Vor- und Nachteile mit sich: Niedrigschwellige Angebote, die formlose Form der Begegnung und die große Flexibilität in der Zusammenarbeit würden zur Teilnahme einladen, allerdings sinke damit oft auch die Verbindlichkeit. Dies wiederum sei mit einer **starken personellen Fluktuation** verbunden. Insgesamt sehen die Beteiligten die Vereine aber als tragfähige Modelle für die Zukunft, weil sie von unten nach oben („bottom-up“), ohne enge Strukturkorsetts und ohne große Hemmschwellen organisiert seien. Diese Eigenschaften werden als wichtige Prinzipien in einer sich verändernden Kulturlandschaft angesehen.

Zusammengefasst wünschen sich die Kulturschaffenden in den Vereinen:

- ein gesamtgesellschaftlich weniger elitäres und damit **offeneres Kulturverständnis**,
- mehr niedrigschwellige Angebote, um eine **bessere Teilhabe** zu ermöglichen,
- mehr **öffentliche Wertschätzung und Anerkennung** der eigenen Arbeit,
- dass Hemmschwellen abgebaut und **Brücken geschlagen** werden, insbesondere zwischen Vereinen und Politik (beispielsweise zwischen soziokulturellen Zentren und etablierten Kulturinstitutionen),
- eine **bessere Zusammenarbeit mit den Kulturinstitutionen und der Politik** in beide Richtungen, also einen **partnerschaftlichen Umgang miteinander auf Augenhöhe**, weiterhin Freiheit und die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung ohne ein „Überstülpen“ von Programmen oder eine Instrumentalisierung durch Kulturinstitutionen,
- mehr **Unterstützung und Beratung**, sowohl finanziell als auch inhaltlich.

Szenario 5: Perspektive der Kulturvermittler

Impulse:

Karin Ruhmüller, Museumspädagogin im LWL-Freilichtmuseum Hagen

Prof. Dr. Matthias Schröder, Musiker und Professor für Musikmanagement an der Hochschule für Musik Detmold

Moderation:

Michael Hellwig, Leiter des Rumpelstilzchen-Literaturprojekts am Widukind-Gymnasium, Enger

Protokoll:

Katrin Jäger, Telgte



EINSTIEG UND IMPULSE

Der Moderator Michael Hellwig greift zu Beginn die Leitfrage der Kulturkonferenz nach einer „Kultur von allen“ oder einer „Kultur für alle“ auf und überträgt sie auf das praktische Beispiel eines Literaturfestivals. Er fragt provokant: **„Kann oder soll jeder junge Autor bei einem Literaturfestival mitmachen?“**

Anschließend lenkt Dr. Matthias Schröder mit seinem Impuls den Fokus auf die Nachwuchsprobleme in der Gruppe der Rezipienten und spricht sich für eine **„Kultur von allen“** aus. Diverse Kulturbildungsprogramme für Kinder seien eigentlich dazu gedacht gewesen, das „Publikum von morgen“ zu gewinnen – diese Programme verschönerten aber nur kurzfristig die Statistik. Langfristig seien sie gescheitert. Er fragt offen in die Runde, wie man stattdessen ein junges oder neues Publikum mit Kultur in Berührung bringen könnte. Karin Ruhmüller widerspricht dieser pessimistischen Sicht in ihrem Impuls und setzt sich für eine **„Kultur von allen“** ein. Kinder würden zwar als junge Erwachsene oft nicht auch gleich zu regelmäßigen Kulturrezipienten, das passiere aber durchaus später in ihrer Biografie und in anderen Lebenssituationen. Als positives Beispiel für die These „Kultur von allen“ nennt

sie ein Technikmuseum in England. Dort hatte man die Bevölkerung gefragt, was mit dem Gebäude passieren soll. Das Haus wurde daraufhin für Workshops geöffnet. Die Aufgabe des Museums war, die Kommunikation zu organisieren sowie Werkzeug und Arbeitsmaterial zur Verfügung zu stellen. Karin Ruhmüller lobt vor allem die große Spanne der Altersgruppen, die sich davon angesprochen fühlten: „Dort arbeiteten 70-Jährige und Fünfjährige am selben Projekt.“

DISKUSSION

Die Wortmeldungen, Erfahrungsberichte und Meinungen in der anschließenden Diskussion lassen sich in fünf Themenfelder unterteilen: **1.) Diskussion um die Grundthese, 2.) Digitalisierung, 3.) Zielgruppen, 4.) Abbau von Hemmschwellen und 5.) Qualitätsanspruch.**

1.) Die umstrittene Grundthese: „von“ und „für“ als zwei Seiten einer Medaille

Die Impulsgeber des Workshops sind sich mit den Teilnehmenden schon zu Beginn darüber einig, dass die Gegenüberstellung „Kultur von allen“ und „Kultur für alle“ so nicht funktioniert. Eine Teilnehmerin bezeichnet die Frage danach sogar als „unsäglich“. **Kultur „für“ oder Kultur „von“ – das seien schlicht zwei Seiten derselben Medaille.**

2.) Digitalisierung: analoge Erfahrung + digitaler Mehrwert = gelungenes Kulturerlebnis

In der Gruppe herrscht Einigkeit darüber, dass sich die Kulturbetriebe im Zuge der Digitalisierung **von Gewohntem verabschieden** und gemäß der Lebensrealität insbesondere jüngerer Menschen stärker **digital denken und handeln** müssen. Diskutiert wird in diesem Zusammenhang vor allem die Frage, wie sich am besten eine **Verbindung zwischen digitaler und analoger Welt** herstellen lässt und wie das Publikum animiert werden kann, auch analoge Erfahrungen und Begegnungen mit Kunst und Kultur zu suchen.

Das Thema der Vereinsamung durch Digitalisierung wird dagegen sehr kontrovers besprochen. Kurzzeitig kursiert in der Diskussion auch die Vorstellung, dass vor allem jüngere Menschen sich in digitalen Räumen heute ähnlich wie in einer Küche oder im Wohnzimmer aufhalten. Eine jüngere Teilnehmerin widerspricht: Die **digitale Welt sei kein abgeschotteter Raum**, sie sei ein selbstverständliches Element des Alltags geworden und müsse auch so begriffen werden.

Ein Teilnehmer nennt in diesem Zusammenhang als positives Praxisbeispiel ein Projekt, mit dem Kindern der Unterschied zwischen analogem und digitalem Musikerleben deutlich gemacht wurde. Dabei wurde den Kindern im Unterricht über ein Tablet die Musik eines Symphonieorchesters vorgespielt. Was die jungen Rezipienten nicht wussten: Die Musiker saßen in einem Raum direkt nebenan. Die Kinder wechselten anschließend von der Tablet-Erfahrung in die reale Musikwelt. Sie spürten dadurch sehr unmittelbar den großen (qualitativen) Unterschied zwischen digitaler und analoger Kulturerfahrung.

3) Zielgruppen: Definition erwünscht

Besonders umstritten ist in der Gruppe das Wort „alle“ bei der Formulierung „Kultur für alle“. Eine Teilnehmerin gibt zu bedenken, dass der Begriff irreführend sei und stattdessen **klarere Zielgruppen definiert** werden müssten. Man könne nicht mit jedem Kulturangebot alle Menschen erreichen. Die Teilnehmerin wird durch weitere Diskussionsbeiträge unterstützt: Man sollte **nicht auf Quantität und größtmögliche Breite zielen, sondern auf eine hohe Qualität für eine bestimmte Zielgruppe** setzen.

Eine andere Teilnehmerin bezieht die Gegenposition: Die Formulierung „für alle“ Sorge dafür, dass überhaupt über eine Zielgruppe nachgedacht werde und **Ausschlussmechanismen abgestellt** würden. Für sie war dabei klar, dass **mit „alle“ ein Ideal formuliert** wird, das in der Realität nicht zwingend erreicht werden müsse.

Karin Ruhmüller indes hält es für machbar, dem Anspruch einer Kultur „für alle“ gerecht zu werden. Kulturbetriebe müssten dafür aber **einem Buffet ähnlich verschiedene Angebote bereitstellen**. Jeder könne sich dann den Teil aussuchen, der zu ihm passt.

4.) Hemmschwellen abbauen: „Keine Angst!“

In mehreren selbstkritischen Wortbeiträgen wird in der Gruppe auch die große **Barriere zwischen Kulturtreibenden und (potenziellem) Publikum** thematisiert. Viele junge Menschen hätten Angst, beispielsweise zu einem klassischen Konzert zu gehen, weil sie von **etablierten Strukturen und Ritualen abgeschreckt** würden. Die Hemmschwelle, diese zu überwinden und in eine von vielen „Neulingen“ als elitär empfundene Gemeinschaft einzutreten, sei sehr hoch. Ähnliches gelte auch für Museen, Ausstellungen und Theateraufführungen. Viele Menschen nähmen erst einmal an, alles verstehen zu müssen, was sie dort sehen oder erleben – eventuell auch aufgrund eines **Mangels an Vermittlungsangeboten**. Die Angst sei groß, sich nicht gemäß den Erwartungen zu verhalten, sich „daneben“ zu benehmen oder sich eine Blöße zu geben. Schon der Begriff Kultur als solcher sei für viele mit Hemmschwellen verbunden. Ein Teilnehmer der Gruppe äußert diesbezüglich nachdenklich, dass er am liebsten in großen Lettern „Keine Angst!“ auf das Eingangsschild eines Museums schreiben würde, um solche Schwellenängste abzubauen und den Leuten klar zu machen: „Schaut es euch einfach mal an, ihr seid willkommen, es tut nicht weh!“

Eine weitere Schwierigkeit wird im Laufe der Diskussion auch in der **mangelnden Bereitschaft vieler Medien** gesehen, Kulturthemen einen Platz in ihrer Berichterstattung einzuräumen. Der WDR Münster wird in diesem Zusammenhang mit den Worten „Kultur ist für uns nicht relevant“ zitiert. Ein weiteres Negativbeispiel: Eine Veranstaltung, bei der ein Augenzeugenbericht von einem der letzten Holocaust-Überlebenden im Mittelpunkt stand, sei trotz guter Kontakte zu allen Medien von Reportern als nicht berichtenswert erachtet worden, so der Organisator. Seine Beobachtung: Die **Berichterstattung sei mittlerweile zu stark auf leichte, oberflächliche Themen ausgelegt**. Er schloss mit einer ratlosen Frage: „Was muss man denn noch tun, um die Leute wachzurütteln, wenn selbst ein Holocaust-

Überlebender auf Desinteresse stößt? Und was stimmt mit unseren Vermittlungsinstanzen nicht?“

5.) Qualitätsanspruch: Nicht jede Kultur ist gleich Kunst

In der Runde wird auch das Thema **Qualität** eingehend diskutiert. Für viele Teilnehmende steht dieser wichtige Aspekt in einem klaren Verhältnis zu einer „Kultur von allen“: Der Output, der bei einer „Kultur von allen“ entsteht, sei nicht zwangsläufig auch Kunst. Der Qualitätsbegriff sei zwar schwierig zu definieren, letztlich müssten aber die Kulturvermittler und Kulturbetreiber diese qualitative Bewertung und Einordnung vornehmen. **„Nicht jeder, der zwei VHS-Kurse in Malerei gemacht hat, ist gleich ein Picasso“**, fasst der Moderator Michael Hellweg die Debatte zusammen. Ein Wortbeitrag aus der Gruppe ergänzt dazu: Es sei ein Unterschied, ob Laien oder Profis Kunst machten, und das sei den meisten Laien auch durchaus bewusst. Wichtig sei aber, dass Menschen **durch das Selbermachen einen Zugang zu Kultur finden** können und sich dafür zu interessieren beginnen – und dieses Interesse könne sich gegebenenfalls auf andere Kunst- und Kulturangebote übertragen.

FAZIT: „Entweder – Oder“ funktioniert nicht

Den Teilnehmenden der Gruppe ist vor allem eines wichtig: Die Leitfrage nach einer „Kultur von allen“ oder „Kultur für alle“ lässt sich für sie **nicht mit einem „entweder – oder“ beantworten**. Vor allem im Zusammenhang mit der Vermittlung von Kultur sei nur beides zusammen wirksam – dabei sei aber **nicht jeder kulturelle Output auch qualitativ hochwertig** und dürfe daher **nicht mit Kunst gleichgesetzt** werden. Eine „Kultur von allen“ sei in diesem Zusammenhang vor allem als **Experimentierfeld zu sehen, das Zugänge schafft und Hemmschwellen abbaut**.

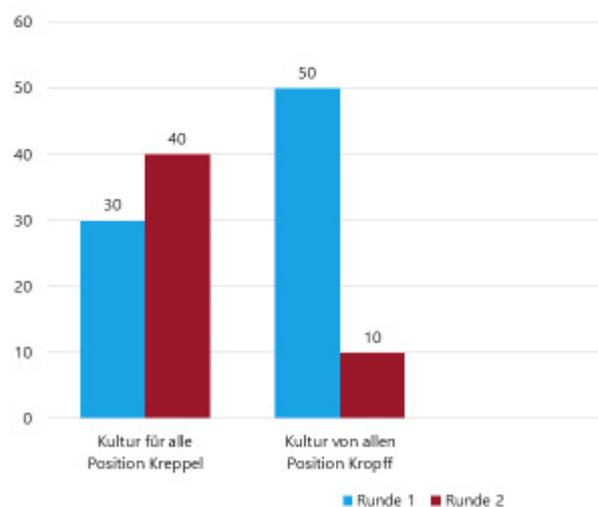
Die Gruppe war sich außerdem einig, dass die **Digitalisierung** die Vermittlungsformate verändert. Auf die Kulturvermittlung kommen daher neue Aufgaben zu, denen sie sich stellen muss. Dabei sei diese Arbeit keine Marketingmasche, mit der man „mal eben“ die Publikumszahlen verbessern oder die Statistik verschönern könne. Eine **passgenaue Kulturvermittlung** wird in der Gruppe im Gegenteil als ein wichtiger Hebel gesehen, um **Barrieren zwischen Kulturanbietern und -betreibern und dem (potenziellen) Publikum abzubauen**. Nur so ließen sich nachhaltige Verbindungen zwischen Menschen, Kultur, analoger und digitaler Welt schaffen.

Ergebnisse und Abschlussplenum

Meinungsbild: „Kultur für alle oder „Kultur von allen“?

Zum Abschluss jedes Szenarios war in den Gruppen noch einmal ein Meinungsbild abgefragt worden: **Tendieren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Ende der Diskussionsrunden eher zur These einer „Kultur von allen“ oder eher zu einer „Kultur**

Ergebnisse der Meinungsbildung



für alle“? Die Moderatorin Julia Ures stellt dem Plenum mit einer Balkengrafik das Ergebnis vor.

- Direkt nach den beiden Impulsen am Konferenzanfang sind **47 Stimmen für die Position von Christian Kreppel „Kultur für alle“** gegeben worden. **83 Stimmen haben sich Heike Kropffs Position „Kultur von allen“ näher gefühlt.** 24 Stimmen sehen sich in der Mitte der beiden Positionen.
- Nach den Gruppengesprächen am Nachmittag stimmen **33 Teilnehmerinnen und Teilnehmer für „Kultur für alle“, 50 sprechen sich für eine „Kultur von allen“ aus.** Dazwischen sehen sich 21 Personen.

Die Moderatorin weist darauf hin, dass diese Abfrage natürlich nur ein Stimmungsbild sei. Eine abschließende Interpretation insbesondere der Zahlen aus den Gruppengesprächen bleibt auch deshalb schwierig, weil diese Erhebung keine belastbaren Ergebnisse geliefert hat: Am Ende wurde in vielen Gruppen vergessen, noch einmal das Stimmungsbild abzufragen, außerdem hatten die Teilnehmenden relativ schnell die Workshop-Räume verlassen.

Ergebnisse aus den Szenarien

Um einen Überblick über die Ergebnisse aus den Arbeitsgruppen zu geben, lädt Julia Ures die Moderatorinnen und Moderatoren der jeweiligen Szenarien auf die Bühne ein:

für Szenario 1 Perspektive der Politik:

Claudia Schwidrik-Grebe, Dezernentin der Stadt Marl für Schule und Sport, Kultur und Weiterbildung, Arbeit und Soziales und Jugend

für Szenario 2 Perspektive der Verwaltung:

Bernward Tuchmann (TUCHMANN Kulturberatung, Münster)

für Szenario 3 Perspektive der Kulturschaffenden und Kulturanbieter:

Fatima Çalişkan (Förderfonds Interkultur Ruhr, Essen)

für Szenario 4 Perspektive der Öffentlichkeit, des Publikums, der Kulturnutzerinnen und -nutzer, der Interessenverbände:

Ulrike Wachsmund (Geschäftsführerin der Stroetmanns Fabrik, Emsdetten)

für Szenario 5 Perspektive der Kulturvermittler:

Michael Hellwig (Leiter des Rumpelstilzchen-Literaturprojekts am Widukind-Gymnasium, Enger)

Als einordnende Stimmen werden noch auf die Bühne gebeten:

Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger (LWL-Kulturdezernentin) sowie

Andrea Hankeln (Leiterin des Referats „Kulturfördergesetz/Regionale Kulturpolitik“ im Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes NRW)



Statements als Zusammenfassung aus den Gruppen

Szenario 1 Perspektive der Politik

- Veränderung der Rollen: Kulturinstitutionen sollen sich öffnen, Menschen sollen offener in ihren Rollen/Einstellungen werden.
- Kultur für alle + x= Kultur von allen

Szenario 2 Perspektive der Verwaltung

- Aufgabe der Verwaltung in der Zukunft: Verwaltung muss intern und extern/interdisziplinär Prozesse organisieren.
- Rolle der Verwaltung in der Zukunft: idealerweise nicht mehr Entscheider und Förderer, sondern Ermöglicher und Ansprechpartner

Szenario 3 Perspektive der Kulturschaffenden und Kulturanbieter

- Es tun sich Dichotomien und neue Perspektiven auf: Wer macht Kultur? Wer konsumiert Kultur? Apell: Durchmischung und Austausch der Rollen
- Wunsch: Austausch Institutionen und Freischaffende

Szenario 4 Perspektive der Öffentlichkeit, des Publikums, der Kulturnutzerinnen und -nutzer, der Interessenverbände

- Vereine sind Selbermacher!
- Engagement der Vereine hat Zukunft. Junge Generation bottom-up, formlos, niederschwellig.

Szenario 5 Perspektive der Kulturvermittler

- Digitalisierung verändert Vermittlungsformate
- Kulturvermittlung darf keine „Marketingmaschine“ sein

In einem offenen Gespräch wird anhand der Statements aus den Gruppen über die Ergebnisse und die Eindrücke des Tages diskutiert.

Szenario 1 Perspektive der Politik

Claudia Schwidrik-Grebe stellt als Ergebnis der Diskussion in dieser Arbeitsgruppe eine Gleichung vor, die die beiden Thesen der Konferenz in Einklang bringen sollte: **„Kultur für alle“ + x = „Kultur von allen“**. Das x stehe für Ressourcen, Maßnahmen und eine Haltung, also zum Beispiel für Räume, Geld, veränderte Strukturen oder den Mut zu Neuem.

Ein wichtiges Thema in der Gruppe sei auch gewesen, dass sich mit einer sich verändernden Kulturlandschaft auch die **Rollen ändern** müssen. Kulturinstitutionen sollten sich stärker öffnen. Aber auch und gerade die Menschen, die Kultur gestalten und/oder diese mit ihren Entscheidungen beeinflussen, sollten offener werden – in ihren Rollen, aber auch in ihren Einstellungen.

Die Politik habe hier eine besonders wichtige Schnittstellen- und Vermittlungsrolle. Sie stehe zwischen Kulturschaffenden und Verwaltung. Eine Protagonistin in der Gruppe

habe aus eigener Erfahrung von der Arbeit an genau dieser Schnittstelle berichtet und die Diskussion mit ihren Impulsen belebt.

Auch von den Institutionen werde eine solche **Offenheit** erwartet, vor allem beim Personal: Die Arbeitsgruppe sei sich darin einig gewesen, dass **die richtigen Leute an den entsprechenden Schnittstellen sitzen müssen**, damit sich etwas verändert. Sie müssten offen sein, beide Seiten sehen und Lust haben, mit Leuten ins Gespräch zu kommen. **„Selbermachen“ bedeute vor allem, miteinander zu reden und gemeinsam zu gestalten**. Dabei gehe es vor allem um das analoge Miteinanderreden, das aus Sicht der Gruppe aus Szenario 1 wieder mehr gepflegt werden sollte.

Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger knüpft an die Zusammenfassung von Szenario 1 an und zeigt sich begeistert, dass dort eine Gleichung entwickelt wurde. Diese verdeutliche, dass viele gute Lösungen oftmals in der Mitte zwischen Extrempositionen liegen könnten. Sie überlegt zudem laut, ob man die Gleichung vielleicht auch umdrehen könne, also „Kultur von allen + x = Kultur für alle“.

Szenario 2 Perspektive der Verwaltung

Bernward Tuchmann fasst als Vertreter dieser Gruppe zusammen, dass **die Diskussion konsequent vor dem Hintergrund „Kultur von allen“ geführt** worden sei. Seine Gruppe sei sich darin einig gewesen, dass **diese Position künftig andere Fähigkeiten in der Kommunikation erfordere** – das sei deshalb auch einer der zentralen Punkte in Szenario 2 gewesen.

Außerdem seien in dieser Gruppe sowohl die Kulturpolitik als auch Kulturbetriebe, Kulturschaffende und Kulturverwaltungen vertreten gewesen. Entsprechend habe es **viele verschiedene Schwerpunkte** gegeben. Zum Beispiel sei diskutiert worden, was ein Wandel hin zu einer „Kultur von allen“ für die Verwaltung konkret bedeuten würde. Das Ergebnis: Die **Hauptaufgabe der Verwaltungen in Zukunft** wurde von vielen darin gesehen, **interne und externe Prozesse zu organisieren**. Außerdem müssten Verwaltungen künftig **interdisziplinärer** denken und beispielsweise die Stadtentwicklung oder das Bauamt, aber auch andere Akteure bei Entscheidungsprozessen mit ins Boot holen – also die Menschen und Stellen einbeziehen, die für den Erfolg eines Kulturprojektes maßgeblich mit verantwortlich seien.

Den **Kulturschaffenden** waren laut Bernward Tuchmann wiederum weniger die Aufgaben der Verwaltungen wichtig, sondern deren Rolle im Kulturbereich. Diese sollten nicht mehr nur Förderer und Organisierer sein, sondern **kompetente Ansprechpartner und Ermöglicher** im Zusammenhang mit Kulturprojekten und -prozessen. Eine wichtige Voraussetzung dafür sei, dass sich die **Verwaltungsstrukturen ändern**, auch in der Zusammenarbeit mit Politik. Die Kulturschaffenden hätten vor allem das **Problem des einfachen Zugangs** bemängelt: Allein die Sprache in Förderanträgen sei oft schon als solches ein Hindernis.

Auch die **Digitalisierung** sei in Szenario 2 thematisiert worden. Dabei habe der Fokus vor allem auf dem **Marketing** gelegen, das im Kulturbereich als wichtiger denn je gesehen wurde. In diesem Zusammenhang spielten Smartphone und andere mobile Endgeräte heute eine große Rolle, weil viele Rezipienten nur noch darüber erreicht werden könnten.

Als überraschendes Phänomen in Szenario 2 fasst Bernward Tuchmann seine Beobachtung zusammen, dass sich **niemand klar zur Position „Kultur für alle“ bekannte**. Das Meinungsbild habe im gesamten Plenum die Tendenz zu einer „Kultur von allen“ gehabt.

Andrea Hankeln merkt dazu an, dass sie ebenso wie viele andere wisse, wie schwierig es sei, von gelernten Strukturen abzuweichen. Sie plädiert dafür, mehr miteinander zu sprechen und interdisziplinärer zu denken. Man müsste „raus aus dem eigenen Kästchen“.

Sie berichtet, dass beim Förderprogramm **„Dritte Orte – Häuser für Kultur und Begegnung in ländlichen Räumen“** ein Anfang gemacht sei, weil hier die Förderphasen anders als sonst aufgestellt worden seien. In der ersten Phase könnten sich Macherinnen und Macher für die Konzeptentwicklung ihres Projektes bewerben. Dieser Teil der Ausschreibung sei also bewusst nicht an einem Produkt, sondern an einem Konzept, einem Prozess orientiert, aus dem später eine konkrete Idee entstehen sollte. Im zweiten Schritt könnten sich die Anwärter dann mit ihrer entwickelten Idee für die Projektförderung bewerben.

Die Referatsleiterin im NRW-Ministerium weist auch darauf hin, wie wichtig es im Rahmen des Förderprogramms sei, dass die verschiedenen Ressorts zusammenarbeiten und sich austauschen. Man müsse gemeinsam Ziele erreichen, nicht in den einzelnen Ressorts „Dienst nach Vorschrift“ machen. Dazu bräuchten jedoch **beide Seiten den Mut, sich zu öffnen** – es müssten ja alle vor Ort gut zusammenarbeiten. Allerdings fehle hierfür auch an den „dritten Orten“ selbst manchmal die nötige Offenheit. Dort gebe es manchmal ebenfalls sehr feste Strukturen und „Grüppchenbildungen“, die mitunter ausschließend seien. Deshalb müssten die Akteure vor Ort im Prozess ebenso lernen, sich zu öffnen und nicht immer nur den eigenen Weg zu gehen. Zugleich sei das Förderkonstrukt der „dritten Orte“ insofern schwierig, als dass diese Orte ja eigentlich „von unten“ wachsen sollten, aber im Rahmen des Projektes mit Unterstützung „von oben“ gefördert werden.

Szenario 3 Perspektive der Kulturschaffenden und Kulturanbieter

Fatima Çalişkan fasst zusammen, dass es in dem von ihr moderierten Szenario weniger um ein „von“ oder „für“ gegangen sei, sondern insbesondere um die **Perspektive in der Kultur: Wer leitet, wer kuratiert, wer konsumiert?** Welche „Brille“ haben die jeweiligen Entscheiderinnen und Entscheider, Akteure und Schaffenden auf? Die Haltung zu Kunst und Kultur sei hier ein entscheidender Faktor. Ebenfalls wichtig sei es der Runde gewesen, dass in Zukunft ein **Perspektivwechsel** angeregt wird. Alle Seiten müssten sich künftig besser in die jeweils andere hineinversetzen. Vor allem von Kulturanbietern wurde gefordert, sich mehr Gedanken über ihre (künftigen) Zielgruppen zu machen: **Wer könnte noch zu uns kommen?** Warum kommt eine bestimmte Gruppe noch nicht? Was können wir tun, um das

zu ändern? Außerdem sei in der Runde der Wunsch nach einem **regeren Austausch zwischen Institutionen und Freischaffenden** geäußert worden.

Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger nimmt an dieser Stelle als LWL-Kulturdezernentin die Museumssicht ein und stellt fest, dass viele Häuser bereits intensiv an einem solchen Perspektivwechsel arbeiten. Eine Veränderung sei hier dringend notwendig, aber: **„Wir sind über die Jahre in etwas hineingewachsen, das sich nicht von heute auf morgen verändern lässt.“** Die Museen hätten naturgemäß zunächst einmal ihre „Peergroups“ im Kopf, die sie mit ihren Angeboten auch erreichen würden, und hätten außerdem ein Interesse daran, ihre wissenschaftliche Expertise zu vermitteln. Allerdings müsse dabei immer **hinterfragt werden, für wen Kulturangebote eigentlich gemacht seien**. Man müsse **bessere Zugänge** schaffen. Das gelinge zwar schon häufig, es gebe aber noch viel zu tun.

Szenario 4 Perspektive der Öffentlichkeit, des Publikums, der Kulturnutzerinnen und -nutzer, der Interessenverbände

In diesem Szenario fand die Moderatorin Ulrike Wachsmund besonders bemerkenswert, dass die Position, aus der diskutiert wurde, bereits vorgegeben war. Denn: **„Vereine sind als solche immer ‚Selbermacher‘!“**. In der Runde sei darin ein großes Potenzial gesehen worden, dank der vielen Kulturfördervereine auch ein finanzielles. Ein wichtiges Thema sei auch die **Sichtbarkeit** der vielen Kunstvereine in Deutschland gewesen, die in dieser Form ein weltweit einzigartiges Konstrukt seien. Bisher seien viele Vereine aber noch zu wenig öffentlich. Es sei diskutiert worden, warum dies so ist und wie sich das ändern ließe. Das sei einher gegangen mit dem **Wunsch nach mehr Wertschätzung, öffentlicher Wahrnehmung und fachlicher Beratung**. In Vereinen arbeiteten viele Ehrenamtliche, daher wünschte man sich mehr Beratungs- und Schulungsangebote, auf die man stärker angewiesen sei als andere Strukturen in der Kultur.

Der Moderatorin fiel positiv auf, wie **viele junge Menschen** vertreten waren. Sie habe in der Gruppe ein großes Engagement gespürt.

Ein großer Wunsch der Beteiligten sei **mehr Offenheit seitens der etablierten Kulturinstitutionen** gewesen. Außerdem sei seitens der Vereine eine **Abneigung gegen zu viel Formales** geäußert worden. Diese sei nur dann als gewünscht erklärt worden, wenn sie zwingend notwendig ist, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen – auch dazu wünschten sich viele Vereine eine **zielgerichtete Beratung**, die sie aber nicht generell in ein formales Korsett zwingt.

Beim Thema Qualität bedauerten viele das große Missverständnis, das hier im Laufe der Jahre entstanden sei: Es gehe bei „Kultur von allen“ nicht darum, vergleichbar mit oder genauso gut zu sein wie hochkulturelle Formate, sondern darum, **Möglichkeiten zum Ausprobieren, Erproben und Experimentieren zu eröffnen**. Daraus erwachse das Potenzial, Kultur zu begreifen und sich dafür überhaupt zu interessieren – und von dort aus könne weitergemacht und eventuell die nächste Stufe erreicht werden.

Andrea Hankeln ergänzt, dass die Kultur in ländlichen Räumen maßgeblich geprägt sei von ehrenamtlichem Engagement. Diese Tatsache werde leider von vielen Seiten schnell als Qualitätseinschränkung verstanden. Sie betont, dass es darum gar nicht geht:

„Engagement und bürgerschaftliches Engagement sind wichtig für die Demokratie und die Gesellschaft – auch das ist ein Qualitätsmerkmal!“

Sie sieht die Institutionen in diesem Zusammenhang in erster Linie als **Ermöglicher**, die die nötigen Rahmenbedingungen schaffen müssten, damit Vereine wirken und sich engagieren könnten. Auch Anerkennung und Wertschätzung seien wichtig. Insgesamt sieht sie die Institutionen hier auf einem guten Weg. Aber: **„Nichts ist gut genug, als dass es nicht noch besser werden könnte!“** Sie fordert, dass im Kulturbereich weiterhin hinterfragt werden müsse, was noch getan werden könne, um Vereine besser zu unterstützen und dazu beizutragen, sie und ihre wichtige Arbeit sichtbarer zu machen.

Szenario 5 Perspektive der Kulturvermittler

Eines der wichtigen Themen sei in dieser Gruppe die **Digitalisierung** gewesen, stellt der Moderator Michael Hellwig fest. Durch dieses Phänomen veränderten sich Vermittlungsformate sehr stark. **Kulturvermittlung dürfe aber deshalb keine reine „Marketingmasche“** werden. Man müsse im Blick haben, dass das die Digitalisierung auch Auswirkungen auf Inhalte und Angebote hat. Man müsse die Angebote also ebenfalls verändern, das dürfe aber nicht zu Lasten der Qualität gehen. Daran entzündete sich eine generelle Qualitätsdiskussion. Das Ergebnis: **„Jeder darf Kultur machen, das bedeutet aber nicht, dass jede (selbstgemachte) Kultur auch gleich Kunst ist.“** Die Vermittlung müsse ein Gespür dafür entwickeln, das richtig einzuordnen.

Ebenfalls im Raum habe die Frage gestanden, **wer eigentlich mit „alle“ gemeint sei** und ob das nicht eine diskriminierende Bezeichnung sei. Im Grunde würde man damit der Zielgruppe, also den vermeintlichen „Nichtnutzern“, pauschal unterstellen, dass sie sich nicht für Kultur interessierten. Das sei zu einseitig gedacht, dann es sei vielleicht ebenso auf die Inhalte oder die Angebotsformate zurückzuführen, dass sich eine bestimmte Zielgruppe nicht angesprochen fühlt.

Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger greift den Faden auf und merkt an, dass Kulturvermittlung schon lange keine „reine Marketingmasche“ mehr sei. Die Politik habe kürzlich entschieden, **Kulturvermittler dauerhaft direkt in den Museen vor Ort einzustellen.** Damit lasse sich jetzt und in Zukunft eine andere Kontinuität herstellen als bisher, außerdem bringe das ein ganz anderes Leben in die Häuser.

Die LWL-Kulturdezernentin stimmt aber der These zu, dass Digitalisierung die Vermittlungsformate verändert. Sie stellt fest, dass es **für Museen sehr wichtig ist, digital unterwegs zu sein**, damit die jungen Generationen Kulturinstitutionen überhaupt noch verstehen können. Man müsse überlegen, wie sich Inhalte mit einer „aktuellen Sprache“ vermitteln lassen. **„Wenn Menschen in allen Lebensbereichen digital unterwegs sein können, also zum Beispiel Dokumente digital einreichen oder Tickets online buchen**

können, dann erwarten sie das in der Kultur genauso“, betont Dr. Rüschoff-Parzinger. Das bedeute aber nicht, dass analoge Objekte keine Bedeutung mehr haben. „Aber wir müssen in der digitalen Welt ankommen, um diese analogen Inhalte auch zu vermitteln“, sagt sie. Sie merkt an, dass vor allem in der Kulturwirtschaft der Druck verspürt werde, sich digital aufzustellen, weniger in der Kultur als solcher. In Prozessen sei die Digitalisierung heute ohnehin nicht mehr wegzudenken.

Andrea Hankeln gibt abschließend zu bedenken, dass auf der Konferenz zwar oft von jungen Künstlerinnen und Künstlern die Rede gewesen sei, die über Youtube und andere Kanäle ihre Werke publizierten, diese bei der Veranstaltung aber entweder nicht anwesend oder nicht sichtbar gewesen seien. Auch in diesem Zusammenhang müsse man sich auf der Konferenz und im Kontext mit dem Thema Kulturvermittlung fragen, wie die neuen Möglichkeiten der Digitalisierung besser eingesetzt werden könnten.

Abschluss und Verabschiedung

Barbara Rüschoff-Parzinger bedankt sich bei allen Helfern und Mitwirkenden. Sie schließt die Veranstaltung damit, dass sie hofft, dass alle Konferenzteilnehmerinnen und -teilnehmer wertvolle Impulse aus dem Tag mitnehmen.

Auch sie habe heute **viele neue Perspektiven** für sich mitgenommen. Sie habe sich vorher gar nicht klargemacht, was „Selbermachen“ eigentlich alles heißen kann. Außerdem habe sie **viele positive Rückmeldungen zum neu auf der Konferenz etablierten Marktplatz** bekommen. Dieser sei eine hervorragende Möglichkeit, sich zwischen den Workshops auszutauschen und neue Projekte kennenzulernen. Sie fragt ins Plenum, ob dieses Format auf den folgenden Veranstaltungen etabliert werden solle. Die Antwort ist rauschender Applaus.



Die Mitwirkenden an der 9. Westfälischen Kulturkonferenz.



Zum ersten Mal gab es einen „Marktplatz“, auf dem sich Projekte, Ideen und Organisationen rund um das Thema „Selbermachen“ vorstellten.



Kontakt

LWL-Kulturabteilung
 „Kultur in Westfalen“
 Dr. Yasmine Freigang
 Fürstenbergstr. 15, 48133 Münster
 Telefon: 0251 591-3924, E-Mail: kultur-in-westfalen@lwl.org
www.kulturkontakt-westfalen.de

Alle Foto: LWL/S. Althaus.

Die 9. Westfälische Kulturkonferenz im Internet: www.kulturkontakt-westfalen.de

gefördert vom:

Ministerium für
 Kultur und Wissenschaft
 des Landes Nordrhein-Westfalen



Veranstaltungspartner:



Ruhrfestspielstadt
RECKLINGHAUSEN